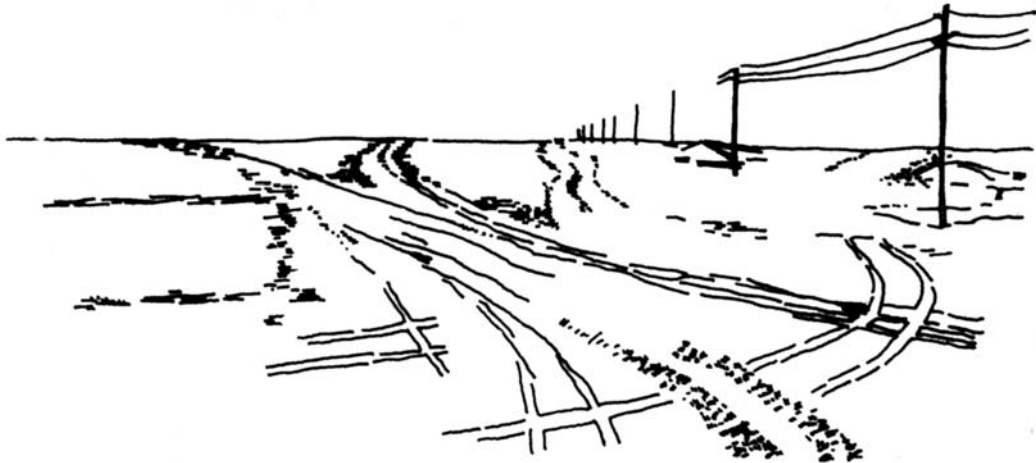




Editorial

Kathrin Franke



Ortsausgang von Celo Petropawlowka nahe Semey/Semipalatinsk, Kasachstan © Antje Schiffers¹

Die Steppe ist – dem Lexikon zufolge – eine „aride, baumlose Graslandschaft der gemäßigten Breiten beiderseits des Äquators“. Typische Merkmale sind „sommerliche Trockenheit und Winterkälte, feinerdige Böden und einförmiger Bewuchs“. Weltweit gibt es rund ein halbes Dutzend dieser Regionen, in unseren Breitengraden interessiert vor allem die Eurasische Steppe: Diese erstreckt sich von der Puszta in Ungarn und dem Baragan in Rumänien bis in die östliche Mongolei. Die Steppe lässt sich jedoch nicht nur geographisch erfassen, sondern auch als mythisch aufgeladenes und quasi mobiles, nach Westen vorrückendes Armageddon konstruieren. Hier treffen *Ordo* und *Chaos* in einer letzten, entscheidenden Schlacht aufeinander. „Die Hunnen – Todesreiter aus der Steppe“ (Filmtitel) – „Aus den Tiefen der Steppe drangen geheimnisvolle Reiterkrieger nach Europa vor und trieben ganze Völker vor sich her“ (Begleittext zu einer Ausstellung über Attila und die Hunnen): Schreckensbilder diesen Zuschnitts aus einer ebenso fernen, wie offenbar unverändert präsenten Vergangenheit reihen sich zu einer beliebig langen Kette verschiedener Bedrohungsszenarien aneinander: Die Steppe als endlos weiter Raum, aus dem eine wilde, unberechenbare Gewalt auftaucht, die dann wieder spurlos verschwindet, um bei

¹ Die Zeichnung entstand im Rahmen des Projekts *bin in der Steppe*. Die Künstlerin reiste 2002 vier Monate lang als Wandermalerin durch Russland, Kirgistan, Usbekistan und Kasachstan und tauschte Gemälde gegen Kost und Logis. Siehe auch: Schiffers, Antje (2003): *bin in der Steppe*. Frankfurt a.M.: Revolver Archiv für aktuelle Kunst.

anderen Gelegenheiten die „zivilisierte Menschheit“ erneut heimzusuchen. Die den Reiternomaden zugeschriebene Barbarei, Wildheit und Irrationalität lieferten den dunklen Hintergrund, von dem sich die „europäische Zivilisation“ in strahlendem Weiß abzuheben vermochte und sich ihrer Überlegenheit versicherte. Wem die westliche Lebensweise hingegen beklemmend erschien, der sehnte sich nach der Weite der Steppe und war fasziniert von der Freiheit und Ungezwungenheit der Nomaden.

Die Konfrontation mit der Steppe als „riskanter Ordnung“ hat Europa über Jahrhunderte beschäftigt und sein Selbstverständnis nachhaltig geprägt. Das Motiv wurde nach dem Ende der Völkerwanderungszeit mytho-poetisch bzw. geopolitisch fortgeschrieben. So hat die russische Historiographie den Topos des „Tatarenjochs“ (tatarskoe igo) geprägt, unter dem die Gesellschaft habe stöhnen müssen. Russland sei aufgrund dessen in seiner Entwicklung gebremst worden und erwies sich auch nach dem Ende der tatarischen Fremdherrschaft dem Westen gegenüber als rückständig. Dieser Entwicklungsrückstand galt im 19. Jahrhundert einigen russischen Intellektuellen (den „Westlern“) als auszutilgender Makel, anderen hingegen (den „Slawophilen“) als Startpunkt für einen alternativen Weg. Im Westen Europas gab es noch andere Deutungen dieser Geschichte, die davon ausgingen, dass die von den Mongolen/Tataren aufgezwungene Fremdherrschaft in Russland Spuren in Form der „asiatischen Despotie“ hinterlassen habe, die von den Zaren übernommen wurde und den Charakter ihrer unumschränkten Herrschaft bestimmt habe. Während die Mongolenherrschaft im russischen Diskurs die Rückständigkeit des Zarenreichs erklären sollte, wurden in Westeuropa das „halbzivilisierte“ Russland und später auch die Sowjetunion als Teil der asiatischen Ordnung betrachtet – Imperien also, welchen das „Prinzip Steppe“ nicht feindlich gegenüberstand, sondern die es quasi verinnerlicht hatten, zumal sie mit der Eroberung Sibiriens auch geographisch ein Teil Asiens geworden waren.

Historiographen jener Völker, die in kriegerische Auseinandersetzungen mit Steppenbewohnern verwickelt waren, tragen die Schlachten ihrer Vorfahren als selbstlose Opfer in die Geschichtsbücher ein und heroisieren sie als „Antemurale Christianitatis“, als Bollwerk zum Schutz des christlichen und später freiheitlichen Europas. Dass sich solcherart Erzählungen bis heute in symbolisches bzw. diplomatisches Kapital ummünzen lassen, mag das Beispiel der Schlacht von Liegnitz (Legnica) verdeutlichen, in der die Mongolen 1241 ein schlesisches Heer vernichteten. Als Helmut Kohl und der damalige polnische Ministerpräsident Thadeusz Masowiecki Anfang der 1990er den Jahrestag dieser Niederlage begingen, soll Kohl an historischer Stätte geäußert haben, dass die Erinnerung an dieses Ereignis die Beziehungen zwischen beiden Ländern vertiefen könne. Der gemeinsame Kampf gegen den Einfall aus der Steppe wird zum deutsch-polnischen Erinnerungsort und erweist sich als taugliches Instrument der Geschichtspolitik, wonach ein aus Deutschen und Polen zusammengesetztes Ritterheer den Mongolen unterlag.

Das vorliegende Behemoth-Heft präsentiert ausgewählte Beiträge der Jahrestagung 2008 des „Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ (GWZO) in Leipzig. Sie zeigen u.a., dass der unregulierte, weite Raum mit seinen nomadischen Reiterkriegern ein konstanter Bezugspunkt bei der Konstruktion von Staat und Nation in Ostmitteleuropa war. Die Steppe stand in dieser Region nicht nur für einen im Außen vorfindlichen „Naturzustand“, dem als Kontrapunkt die Zivilisation und der Staat entgegenstellt wurde. Die ostmitteleuropäische „Frontstellung“ am Rande der „Zivilisation“ – also in einer Zone des verstetigten Ausnahmezustands, wo sich entlang normativ aufgeladener Bruchlinien (z.B. Christentum vs. Islam, Individualismus vs. Kollektivismus) Wertekonflikte entluden, die militärisch und/oder symbolisch ausgetragen wurden – wirkt sich scheinbar bis heute auf die politischen Kulturen und das Nationen- und Demo-

kratieverständnis in Ostmitteleuropas aus. Zu nennen wäre hier z.B. die dichotome Gegenüberstellung der heutigen West- und Ostukraine („liberal-europäisch und uniert“ vs. „russisch gelenkt und orthodox“).

Christian Lübke rekonstruiert in seinem Beitrag diese wechselhafte und folgenreiche Beziehungsgeschichte zwischen Ostmitteleuropa und der Steppe. Ausgehend von der Herrschaft der Hunnen schlägt er den Bogen zu den Avaren und schließlich zum Mongolen-Einfall unter Dschinghis Khan. Das Wechselspiel von Abscheu und Faszination gewann schließlich in der Haltung gegenüber den Türken/Osmanen eine neue Aktualität. Anhand der von Christian Lübke angeführten Quellen wird deutlich, dass der Einfluss und die Wahrnehmung steppennomadischer Völker in Ostmitteleuropa äußerst vielfältig waren und sich nicht auf ein simples Freund-Feind-Schema reduzieren lassen. Die Region stand vor allem über ihre südlichen Gebiete (Ukraine, Rumänien, Bulgarien und Ungarn) mit der Steppe in unmittelbarem Kontakt. Austauschbeziehungen jenseits militärischer Konfrontationen treten hier stärker hervor, vermutlich weil Handel treibende Steppenbewohner ihren westlichen Gegenübern weniger bedrohlich erschienen und weil man sich ihrer als Bundesgenossen durchaus zu bedienen wusste. Vor allem Ungarn blieb über die Jahrhunderte eine Art Bindeglied zur Steppe, nicht nur geographisch (durch die Puszta), sondern auch mental und visuell, indem man bestimmte Moden adaptierte und sich dadurch von den „alten“ Europäern unterschied.

Im Mittelalter wurden die Erinnerungen an die Steppenbewohner in der Zeit der Völkerwanderung in Form von Heldendichtung und historiographischen Texten überliefert. Im Zentrum der Auseinandersetzung standen dabei der Charakter und das Leben des Hunnenkönigs Attila. Dieser wurde – wie *Matthias Hardt* in seinem Artikel zeigt – äußerst ambivalent dargestellt: Er sei sowohl ein roher und barbarischer Herrscher, als auch ein paternalistischer Wohltäter gewesen und galt nicht nur als strafende Hand Gottes, sondern auch als ein Feind des Christentums.

Alfrun Kliems und *Mathias Mesenhöller* gehen der Frage nach, wie jene Mythen um den Einfall der Steppenvölker im europäischen Film des 20. Jahrhunderts reproduziert und stereotypisiert wurden. Die Steppe dient dabei aufgrund ihres mytho-poetischen Potenzials als Projektionsfläche für miteinander ringende Ordnungsvorstellungen und apokalyptische Szenarien von Ordnungsverlust. Treibende Kraft für diese Leinwandkriege ist den Autoren zufolge u.a. das Meta-Narrativ einer Jahrhunderte alten Konfrontationen zwischen Ost und West. Alfrun Kliems und Mathias Mesenhöller untersuchen neben Klassikern der Filmgeschichte vor allem aktuelle Produktionen aus Osteuropa und entwickeln auf dieser Grundlage eine Binnentypologie, die von „Selbstversteppung“ (Kriemhilds Rache, Aleksandr Nevskij, Der Mongole), über „Selbstentsteppung“ (Landnahme) bis hin zu „Steppenkoketterie“ (Mit Feuer und Schwert) reicht.

Die russischen Futuristen der 1910er und 1920er Jahre konstruierten ihre Zukunftsvisionen nicht – wie ihre italienischen Kollegen – auf der Grundlage urbaner und von der Technik inspirierter Utopien, sondern griffen auf Ausgrabungsgegenstände skythischer Herkunft zurück, die im Süden des russischen Imperiums gefunden wurden. Die von *Marina Dmitrieva* vorgestellten Künstler beschworen – Marinetti zufolge – in ihren Utopien somit nicht das Futurum, sondern das Plusquamperfekt. In ihrem leidenschaftlichen Interesse an den Überresten archaischer Kulturen stimmten sie mit den Visionen einiger russischer Geographen, Kunsthistoriker und Sprachwissenschaftler überein, die in der Synthese europäischer, asiatischer und orientalischer Elemente auf dem „eurasischen“ Kontinent die Überwindung historisch folgenreicher Dualismen wie „Orient vs. Okzident“ bzw. „Ost vs. West“ für möglich hielten.

Olaf Günther widmet sich dem Problem der Verwaltung der Steppe Ende des 19. Jahrhunderts. Das gesteigerte Interesse der zaristischen Regierung an der Erschließung von Ackerflächen im Süden des Imperiums sollte durch eine gezielte Ansiedlung russischer Bauern und die Sesshaftmachung der dort lebenden kasachischen Nomaden befriedigt werden. Diesem Vorhaben standen jedoch, wie Olaf Günther anhand von Zeitungsberichten aus der damaligen Zeit zeigt, etliche Hindernisse im Weg: Da die russischen Kolonisatoren mit den klimatischen und geographischen Unwägbarkeiten der Region nicht vertraut waren, verursachten ihre aus der „Vogelperspektive“ implementierten Maßnahmen (z.B. die Umstellung von Viehzucht auf Feldwirtschaft) erhebliche Nebeneffekte (Verödung, Missernten etc.). Darüber hinaus gelang es ihnen nicht, die Nomaden von den Vorteilen eines sesshaften Lebens zu überzeugen. Anstatt loyale Untertanen zu werden, ignorierten sie die von den russischen Beamten errichteten Landwirtschaftsschulen und setzten ihre ursprüngliche (nomadische) Lebensweise fort.

Sylvia Hipp schließlich hinterfragt in ihrem Beitrag aus der Perspektive einer Geographin die durch Archäologen und Historiker nahegelegten (stereotypen) Vorstellungen von Nomaden und Sesshaften. Ausgangspunkt ihrer Argumentation ist ein relationaler Raumbegriff, welcher nicht nur die natürlichen, sondern auch die kulturellen und sozio-ökonomischen Bedingungen von Steppenregionen in ihren Wechselwirkungen einbezieht. Vor dem Hintergrund dieses multidimensionalen Ansatzes nimmt die Autorin einerseits die vielschichtigen Überlappungen zwischen nomadischen und sedentären Lebensweisen in den Blick und zeigt andererseits, dass Nomadismus keine anachronistische und im Verschwinden befindliche Strategie der Überlebenssicherung ist, sondern auch im 21. Jahrhundert durchaus funktional sein kann und – wie z.B. in der Mongolei – mit modernen Wirtschaftsformen zu konkurrieren vermag.

Das Heft spannt den Bogen von Szenarien der Bedrohung von Ordnung und Ohnmacht gegenüber den „Gefahren aus der Steppe“ hin zu Versuchen, diesen Herausforderungen zu begegnen – sei es durch historiographische und künstlerische oder verwaltungstechnische und wissenschaftliche Interpretationen/Interventionen. Dass das „Eigenleben“ der Steppe bzw. der „Eigensinn“ ihrer Bewohner sich dabei nur widerspenstig in von außen herangetragene Ordnungsmuster überführen lassen, wird ebenfalls deutlich. Dies zeigt einmal mehr, was Deleuze und Guattari am Prinzip des Nomadischen fasziniert hat: Es stellt einen Gegenpol zur Macht dar.

Inzwischen hat die Metapher des Meeres in Form der „Migrantenflut“ das Bild vorrückender Horden aus der Steppe abgelöst und zum aktualisierten Albtraum weiterentwickelt. Begegnungen mit den „Anderen“ werden als Bedrohung stilisiert, die in Form von Phantasmen (z.B. „Aussterben der Deutschen“) und diversen Verteidigungsmaßnahmen (z.B. „Festung Europa“) nicht nur medial in das Kollektivbewusstsein eingeschrieben werden, sondern durchaus handfeste Folgen haben (z.B. Bootsflüchtlinge). Aus den wilden, vom Osten hereinbrechenden Reiternomaden sind zu regulierende und kontrollierende Migrantenströme geworden, die nunmehr aus allen Himmelsrichtungen kommen. Bei der Abwehr unserer heutigen „Fremden“ haben Schengenabkommen und Passkontrollen die einstigen „Grenzwächter“ und „Hilfsvölker“ in Ostmitteleuropa (u.a. Kosaken) abgelöst.



Ostmitteleuropa und die Steppe. Annotationen zu einer ungewöhnlichen Beziehungsgeschichte

East Central Europe and the Steppe.
Annotations on a remarkable historical relationship

Christian Lübke

Abstract

The concept of research on East Central Europe does not refer to a geographical or political entity. Instead, it focuses on specific structural features of that region which have evolved over the course of history since the early Middle Ages and includes, for example, multi-ethnicity which arose from the openness of the region towards settlement by foreigners, such as Germans, Jews, Armenians. Amidst the influences shaping East Central Europe from the outside, the role of the Steppe has been underestimated by comparison. On the surface, this lack of serious consideration of the Steppe as a central feature in historical accounts of East Central Europe (and of East Europe as well) may be rooted in the experience of violent conflicts originating from lands even further to the east, but could also be understood as grounded in a subconscious or open rejection of the unknown, strange forms of life which totally differ from the culture of settled Europeans. As such, this essay attempts a more complex examination of this problem and reveals some different aspects of the relationship, for example, the charter of warriors and guards by East Central European rulers, who, like painters and poets in modern times, might succumb to the fascination of the alterity of the Steppe.

Keywords: Ostmitteleuropa; Steppe; Beziehungsgeschichte

Ostmitteleuropa und die Steppe – das ist ein Begriffspaar, das im ersten Moment ganz unterschiedliche Assoziationen hervorrufen mag. Dabei dürfte das imaginierte Bild der Steppe wesentlich einheitlicher ausfallen als dasjenige Ostmitteleuropas, zeichnet sich doch die „Steppe“ nicht nur in Lexika und Wörterbüchern, sondern auch in der medialen Darstellung durch eine überwiegend einheitliche Definition aus, die vor allem die „kargen“ Elemente Trockenheit, Baumlosigkeit und Gräser aufweist, die Steppenlandschaft als Ödland auffasst und die ihre Bewohner häufig als Nomaden und Viehzüchter kennzeichnet. Recht einförmig verläuft auch eine Bestandsaufnahme der wichtigsten Sprachen, in deren Ergebnis festzustellen ist, dass nahezu alle ihre Steppenbezeichnung vom russischen Wort *step* ableiten. Das gilt auch für Sprachen, für deren Frühzeit eine Verbindung mit der Steppe viel eindeutiger festzustellen ist, als dies für das Russische gilt, nämlich für das Ungarische mit *sztyepp* und das Bulgarische mit *step*. Das Wort ist sogar bis ins Türkische vorgedrungen, steht dort aber neben *bozkir*. Russisch und altrussisch *step* bedeutet nach Vasmer „Niederung“, aber auch „waldlose Anhöhe“, und könnte mit *stepen* „Stufe“ zusammenhängen. (Vasmer 1958, 11) Vielsagender ist da die ältere Bezeichnung (russisch) *dikoe pole*, das „wilde Feld“, vor allem in seiner dichterischen Ver-

wertung etwa bei Maksimilian Vološin (1877-1932) in seinem vaterländischen Gedicht *Dikoe pole*, in dem es zum Ende heißt: „Breit ist unser wildes Feld, tief ist unsere skythische Steppe!“ Oder in dem aktuellen russischen Spielfilm *Dikoe pole* (Russland 2008, Regie: Michail Kalatozishvili), in dem es den jungen Arzt Mitja in die kasachische Steppe verschlägt. In dem gleichen Sinn wird *dikoe pole* auch im Ukrainischen gebraucht, und natürlich ist dieser Begriff synonym zu der ungarischen Puszta, die etymologisch auf dem slawischen Wort *pusty* basiert und „Leere“ oder „Öde“ meint.

Im Gegensatz dazu evoziert der Gebrauch des Begriffes „Ostmitteleuropa“ häufige Missverständnisse in Bezug auf seine Verortung und Reichweite, und ebenso häufig wird der historische Raum, den Ostmitteleuropa im historisch-kulturwissenschaftlichen Gebrauch meint, mit anderen Begriffen bezeichnet, die aber dem genauen Wortsinn nach gar nicht auf Ostmitteleuropa angewendet werden dürften, wie „Mittelosteuropa“ oder „Mittel- und Osteuropa“.¹ Denn Ostmitteleuropa ist auch von der Sprachlogik her natürlich der östliche Teil jenes Mitteleuropas, das sich im Rahmen einer „Großgliederung nach kulturellräumlichen Kriterien“ als das zentrale Element Europas erweist, nach dessen Definition „sich die übrigen Großregionen Europas (fast) von selbst“ ergeben (Jordan 2005, 162). Der „historische Hilfsbegriff“ (Jaworski 1992) Ostmitteleuropa entzieht sich allerdings einer solchen linearen Abgrenzung, wie sie die „Großgliederung“ produziert.² Vielmehr orientiert er sich an seit dem frühen Mittelalter entstandenen Strukturmerkmalen, die Ostmitteleuropa sowohl von (dem westlichen) Mitteleuropa als auch von Osteuropa unterscheidet (Lübke 2006). Dabei bestimmen allerdings gegenseitige Beeinflussung und Kommunikation mit den benachbarten Großregionen und Landschaften das historische Geschehen so nachhaltig, dass sich der Forschungsgegenstand des „Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ in Leipzig auf die ausgedehnte Landmasse zwischen Ostsee, Adria und Schwarzem Meer erstreckt (und damit Landschaften einbezieht, die gemäß der „Großgliederung“ vor allem zu Südosteuropa, aber auch zu Osteuropa gehören), während im engeren Sinn die Länder Polen (die „Res publica“, polnisch Rzeczpospolita Polen-Litauen), Tschechien (die böhmischen Länder) und Ungarn in ihren jeweiligen historischen Reichweiten als ein Kern-Ostmitteleuropa verstanden werden.

Gemäß dem weiten Verständnis von Ostmitteleuropa kann man durchaus auch das heutige östliche Deutschland mit Leipzig zu diesen historischen Reichweiten zählen, wenn man nämlich die besonderen Beziehungen zwischen Sachsen und Polen in der Zeit der wettinischen Kurfürsten auf dem polnischen Königsthron (1697 - 1733 August II., 1733 - 1763 August III.) oder die Lokalisierung der Stadt Leipzig in einem ehemals von Slawen besiedelten Gebiet – in der *Germania Slavica* (Lübke 2003) – in Rechnung stellt. Denn die frühmittelalterliche slawische Besiedlung der östlichen Hälfte des europäischen Kontinents bis zu einem Streifen, der sich von der Kieler Bucht bis zum Golf von Triest erstreckte, formte eine Folie, auf der sich im weiteren Verlauf der Jahrhunderte Ostmit-

1 „Mittelosteuropa“ ist dem Wortsinn nach das mittlere Osteuropa und wäre demnach in der Region um Moskau herum zu suchen. Unter den Ländern „Mittel- und Osteuropas“ werden heute im weitesten Sinn diejenigen Staaten verstanden, die heute in denjenigen Gebieten Kontinentaleuropas existieren, die sich vor der Osterweiterung der EU östlich jenseits der EU-Grenzen befanden.

2 Solche Grenzen, die sich allerdings nur zum Teil an heutigen Staatsgrenzen orientieren, bestimmen die von Peter Jordan konzipierte Karte.

<http://141.74.33.52/stagn/JordanEuropaRegional/tabid/71/Default.aspx> (13/07/09).

teleuropa ausbildete, zu dessen historischen Strukturmerkmalen aber auch eine (zumindest bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bestehende) durch Zuwanderung entstandene ethnische und konfessionelle Vielfalt gehört, die viel größer ist als im Westen Europas.

Während also die sprachliche Unterscheidung nach Westen hin als eine gewisse historische Determinante des östlichen Mitteleuropa gelten kann, ist eine solche Abgrenzung nach Osten hin schwieriger. Denn einerseits umfasst die slawische Sprachfamilie in ihrem östlichen Zweig ganz Osteuropa und reicht seit der frühen Neuzeit sogar bis nach Sibirien hinein, und andererseits weist die osteuropäische Landmasse praktisch keine natürlichen Grenzen auf. So erstreckt sich in geographischer Hinsicht von Osten her nördlich des Kaspischen und des Schwarzen Meeres über Kasachstan und über die südliche Ukraine hin auch die große eurasische Steppe bis in das ehemalige „Bessarabien“³ und an die untere Donau heran. An einer Stelle reicht sie sogar noch weiter nach Mitteleuropa hinein, nämlich mit der ungarischen Steppe, der Puszta, die nicht nur geographisch ein Bindeglied zwischen Ostmitteleuropa und der Steppe bildet, sondern die auch das wechselhafte Bild der historischen Beziehungen zwischen abgrundtiefer Abscheu und romantischer Verklärung versinnbildlicht, die im Folgenden überblicksartig skizziert werden.

Die Geschichte Ostmitteleuropas als einer durch bestimmte Strukturmerkmale gekennzeichneten historischen Region beginnt zu einer Zeit, in der konsistente sozioökonomische Strukturen entstanden und den Raum zu prägen. Es waren die ersten Herrschaftsbildungen, von denen im Hinblick auf wirkliche Dauerhaftigkeit bis heute natürlich Böhmen (das heutige Tschechien), Polen und Ungarn hervorragen, die sich bis zum Ende des 10. Jahrhunderts zu christlichen Fürstentümern mit frühstaatlichen Grundzügen entwickelten. Zu nennen wäre aber auch das ältere „Reich“ des Samo, eines Kaufmannes sicher fränkischer Herkunft, dem es schon im 7. Jahrhundert gelungen war, Herrschaft über slawische Bevölkerungsgruppen zu errichten, die bis dahin von den turksprachigen, aus den Steppen Zentralasiens zugewanderten Avaren (Pohl 1988; Dopsch 2003; Vida 2008, 13-47) unterworfen und ausgebeutet worden waren. Im 9. Jahrhundert entstand dort, wo früher Samo (Pohl 1988, 256-261) und die Avaren geherrscht und Tribute von

- 3 Genau in dieses Gebiet hinein führt ein mit „Leipzig in der Schwarzmeersteppe“ überschriebenes Kapitel eines Buches von Gerhard Schultze-Pfaelzer (1891 - 1952) über „Streifzüge am Rande Europas“ (Schultze-Pfaelzer 1938). Dieses Kapitel mag als eine anekdotische Folge der ostmitteleuropäischen Migrations- und Völkergeschichte gedeutet werden, aber auch als Zeugnis des Misstrauens der Deutschen gegenüber dem Fremden jenseits ihrer eigenen Kulturgrenze. Als „fremd“ wurden vor allem die Steppe, der russische Zar und das Judentum wahrgenommen: „Es war in Leipzig, wo ich den Zug verließ, (...) aber nicht in der Weltstadt Leipzig an der Pleiße, sondern in dem Marktflecken Leipzig am Kogilnik, der nach kurzem Lauf in einem haffartigen Vorsee des Schwarzen Meeres bei Tatar Bunar versackt. Dieses Leipzig, das leider größtenteils von Juden bevölkert war, hat seinen Namen vom Zaren Alexander zur Erinnerung an die Völkerschlacht empfangen. Wie alle städtisch auftretenden Orte Bessarabiens, wie auch die monotone Hauptstadt Kischinew, die auf Rumänisch Chisinau heißt, macht auch dieses Leipzig einen unfrohen Eindruck. Bessarabien ist kein Land für Städte, ihre Geschäftigkeit wirkt gequält.“ (Schultze-Pfaelzer 1938, 357-360) Gerhard Schultze-Pfaelzer, der Autor dieser Zeilen, Journalist und Verfasser von Sachbüchern und historischen Romanen, war zeitweise Chefredakteur von Alfred Hugenbergs „Tag“ gewesen, dann Vertrauter Hindenburgs und schließlich Mitglied einer Widerstandsgruppe gegen die Hitler-Diktatur. (vgl. Heeke 2003, 618) Aus einigen Bemerkungen im Vorwort seines Buches von 1938 wird deutlich, dass er als Jugendlicher selbst mit auf den „Osten“ bezogenen Vorurteilen der Deutschen konfrontiert war, klagte er doch darüber, dass ihn seine gymnasialen Mitschüler wegen seiner Herkunft von der preußisch-russischen Grenze als „abschüssig bei den Tataren“ wohnend verortet hatten. (Schultze-Pfaelzer 1938, 8)

der sesshaften slawischen Bevölkerung eingezogen hatten, das Reich der Mährer (Wieczorek/Hinz 2000).

Aufschluss darüber, wie die Steppenvölker – aber vielleicht auch Samo selbst – als Menschenjäger und Sklavenhändler über die eher sesshafte und Ackerbau treibende slawische Bevölkerung herfielen, mag das Bildprogramm des 1799 gefundenen Goldschatzes von Nagyszentmiklós (László 1983) geben, dessen genaue Datierung und Herkunft allerdings unsicher ist. Der Schatz spiegelt Einflüsse wider, die von Persien über Byzanz bis zu den nomadischen Steppenvölkern reichten. Zu ihm gehört auch ein Goldkrug mit der Darstellung eines prachtvoll bewaffneten Reiters mit asiatischen Gesichtszügen, der einen europiden Gefangenen an dessen Haarschopf gepackt hält und fortführt. Ganz unabhängig von der hier abgebildeten Momentaufnahme spricht einiges dafür, dass die Herrschaft der Avaren, die seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein Großreich von Mitteleuropa bis ins Kaukasusvorland errichteten, für die Wanderungsbewegung slawischer Stämme bis an die erwähnte Linie zwischen Kieler Bucht und Golf von Triest den Ausschlag gab und somit für eine überwiegend slawische Prägung der Kulturen und Sprachen weiter Teile Osteuropas inklusive des politisch noch gar nicht hervorgetretenen Ostmitteleuropas sorgte. Da die Disziplin der Osteuropäischen Geschichte, aus der heraus sich das Ostmitteleuropa-Konzept entwickelt hat, in ihren Anfängen auf das Engste mit der Geschichte der Slawen verbunden war, die wiederum vor der Mitte des 6. Jahrhunderts kaum fassbar sind, wäre hier auch der Beginn der Beziehungen zwischen „Ostmitteleuropa und der Steppe“ anzusetzen.

Das bedeutet aber nicht, dass nicht noch ältere Erfahrungen im Gedächtnis der Region eine Rolle spielten und tradiert wurden, wie sich dies in Bezug auf die Hunnen in der Überlieferung über sie und ihren Herrscher Attila/Etzel widerspiegelt (Dopsch 2003). Die Geschichtsschreibung über die aus der Steppe kommenden Nomaden geht aber noch viel weiter zurück (Schubert 2007 a; 2007 b), nämlich bis zu dem häufig als „Vater der Geschichtsschreibung“ apostrophierten und auch im europäischen Mittelalter viel gelesenen Griechen Herodot von Halikarnassos (etwa 485 - 425 v. Chr.), der Studienreisen nach Nordafrika, Italien und auch an die Nordküste des Schwarzen Meeres unternahm und die Grundlage für das Wissen der antiken Welt über Osteuropa schuf. Die vollkommene Andersartigkeit der im Osten an die Griechen grenzenden Völker fasste er mit den Worten zusammen, „dass ihnen niemand entrinnen kann, der gegen sie zieht, und dass keiner sie fassen kann, wenn sie sich nicht auffinden lassen wollen. Leute, die sich weder Städte noch Mauern gegründet haben, die ihre Wohnstätten mit sich führen und sämtlich Bogen schützen zu Pferde sind, die nicht vom Ackerbau, sondern von Viehzucht leben und deren Heim auf Wagen ruht – wie sollte ein solches Volk nicht unbezwingbar und schwer zu stellen sein?“ (Herodot 4,46,2f.; Schubert 2007 a, 28) Diese Beschreibung galt dem zeitgenössischen reiternomadischen Volk der Skythen, den östlichen Nachbarn der Griechen in den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres, doch wäre sie ebenso auf die zahlreichen späteren nomadischen Völker anzuwenden, die im Laufe der Spätantike und des Mittelalters die Steppen des südlichen Osteuropa durchstreifen sollten: die Sarmaten, Alanen, Hunnen, Awaren, Chazaren, Pečenegen, die auch als Kumanen bekannten Polovcer und schließlich die Mongolen oder Tataren.

All diesen Gemeinschaften wurde die Fähigkeit nachgesagt, binnen kürzester Zeit militärisch starke Verbände auch über ethnische und sprachliche Grenzen hinweg aufstellen zu können, wofür eine Inschrift des osttürkischen Herrschers Bilgä-Khan (683/684 - 734) ein ebenso einfaches wie einprägsames Muster bietet: „Mein Vater, der Khagan, zog aus mit 17 Mann. Als sich die Nachricht von seinem Kriegszug verbreitete, da stieg, wer in der Stadt wohnte, bergan, und wer in den Bergen lebte, stieg herab. Und als sie sich ver-

sammelt hatten, da waren sie 70. Da der Himmel ihnen Kraft verlieh, war die Schar meines Vaters, des Khagans, gleich Wölfen, und waren seine Feinde gleich Schafen. Indem er nach Osten und nach Westen Feldzüge unternahm, sammelte er Leute und hielt sie zusammen. Sie zählten jetzt insgesamt 700 Mann. Und als sie 700 geworden waren, da ordnete er das Volk nach den Gesetzen der Vorfahren.“ (Göckenjan 1984, 24) Das Muster legt nahe, dass unternehmungslustigen und tapferen Männern unabhängig von ihrer ethnischen, ja sogar von ihrer sozialen Herkunft der Aufstieg offen stand und wenn es ihnen gelang, eine verschworene militärische Gefolgschaft hinter sich zu scharen, versprach sogar der Griff nach der höchsten Macht Erfolg. In dieses Raster passt der – allerdings vergebliche – Versuch eines der bulgarischen Anführer innerhalb des Avarenreiches, die Khagans-Würde für sich zu erlangen. Wie die Fredegar-Chronik des 7. Jahrhunderts berichtet, suchten die darin gescheiterten Bulgarenkrieger – es sollen 9000 gewesen sein – mit ihren Familien Zuflucht beim Frankenkönig Dagobert (608/10 – 638/39), der sie über das Land verteilt den Winter über bei den Baiern unterbrachte. Doch war die Furcht vor dieser unberechenbaren Militärmacht so groß, dass Dagobert den Befehl zu ihrer Beseitigung gab; nur einer Gruppe von 700 Überlebenden gelang die Flucht in den Kärntner Raum. (Reindel 1981, 154)

Anders als die Avaren, die nahezu ohne Spuren an der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert aus den Quellen verschwanden, gelang den Bulgaren durch Assimilation und Adaption an die regionale slawische Bevölkerung und an die byzantinische Herrschaftstradition der Übergang zur mittelalterlichen Staatsbildung. Ursprünglich waren sie ein mittelasiatisches Turkvolk, dessen Angehörige am Anfang des 5. Jahrhunderts als Nomaden östlich des Azowschen Meeres und im Dongebiet gelebt hatten. Ihrem Khagan Kubrat (Kuvrat) war es um 582/83 gelungen, einen Stämmebund zu organisieren und zwischen dem Kuban und dem Azowschen Meer ein Großreich zu bilden, das aber nach seinem Tod (642) wieder zerfiel und von den Chazaren endgültig zerstört wurde, die im Kaukasusvorland und im unteren Wolgagebiet ein neues Großreich errichteten. Unter dem Druck der Chazaren floh ein Teil der Bulgaren unter Kuvrats Sohn Asparuch nach Westen und erschien um 678/79 an der unteren Donau; ein anderer Teil der Bulgaren wanderte entlang der Wolga nach Norden, wo später das wolgabulgarische Reich um das Handelszentrum Bolgar entstand. Die westlichen, nach Ausweis ihrer wenigen Schriftzeugnisse noch turksprachigen Bulgaren besetzten gegen byzantinischen Widerstand nach und nach die hauptsächlich von slawischen Gruppen besiedelten Provinzen an der unteren Donau. (Fiedler 1992; Fiedler 2008, 151-237) Unter Beibehaltung des Namens der nomadisch-kriegerischen Oberschicht setzte ein Prozess der Slawisierung und Expansion ein, so dass dem Byzantinischen Reich ein ernsthafter Gegner erwuchs, der auch für die großräumige, von Franken und Byzantinern bestimmte Mächtekonstellation von Bedeutung war, und der unter den Khanen Omurtag (814 - 831), Persian (836 - 852) und Boris I. (852 - 889) in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht Stabilität erlangte, zuletzt schon unter dem Einfluss des Christentums im Rahmen der ostkirchlichen, kyrillo-methodianischen Mission. (Stepanov 2008, 363-379) Dennoch muss der Eindruck, den das bulgarische Herrschaftsgebiet auf reisende Händler machte, noch der eines wenig mit Siedlungen angefüllten Landes gewesen sein. Denn die wahrscheinlich in der Mitte des 9. Jahrhunderts angefertigte Völkerliste Europas jenseits der Donau, die als Bayerischer Geograph bekannt ist und die gewöhnlich nur den Namen der Völker und Stämme samt der Zahl ihrer Burggefülde verzeichnet, kommentiert das bulgarische Phänomen mit den Worten, dass ihr Land groß sei und zahlreich bevölkert, aber es habe nur fünf Siedlungsgefülde, weil es nicht ihre Sache sei, feste Siedlungen zu haben. (Nazarenko 1993, 21)

Am Ende des 9. Jahrhunderts haben wir dann jene Ereignisse zu verzeichnen, die ein weiteres Volk aus der Steppe in die Geschichte Ostmitteleuropas einführten, nämlich die Ungarn. (Dopsch 2003) Als der Mönch Nestor, der Erzähler der altrussischen Chronik *Povest vremennyh let*, zu Beginn des 12. Jahrhunderts das historische Geschehen in der Rus' zusammenstellte, berichtete er unter dem Jahr 898 auch von jenem Ereignis, das sein Heimatland nur am Rande berührte, aber dennoch als historisches Wissen bis in seine Zeit tradiert worden war, weil es offenbar großen Eindruck auf die Zeitgenossen machte und in seiner Tragweite für die Nachzeit als bedeutend eingeschätzt wurde: Es war der Zug der Ungarn in ihre neue Heimat im Karpatenbecken, der sie an Kiew vorbei führte: „Und da sie (die Ungarn) zum Dnepr gekommen waren, schlugen sie ein Zeltlager auf; sie zogen nämlich umher wie die (nomadischen) Kumanen. Und von Osten gekommen drängten sie durch die großen Berge (die Karpaten), welche die Ungarischen Berge genannt wurden, und begannen Krieg zu führen gegen die dort lebenden Volochen (Vlachen = „Welsche“ in der Walachei) und Slaven. Denn zuvor siedelten dort Slaven, und dann übernahmen die Volochen das Slavische Land. Danach aber verjagten die Ungarn die Volochen und ererbten dieses Land und siedelten zusammen mit den Slaven, nachdem sie diese unterworfen hatten. Von da an wurde es Ungarisches Land genannt. Und die Ungarn begannen Krieg zu führen gegen die Griechen [...] und gegen die Mährer und gegen die Čechen.“ (Lichačev 1950)

Was der „Erzähler“ hier in wenigen Sätzen zusammenfasste, war eines der wichtigsten Ereignisse der europäischen Geschichte, denn die Ungarn traten zwar in ganz ähnlicher Weise wie andere Nomadenvölker vor ihnen in das Blickfeld der Völker diesseits der alten römischen Kulturgrenze an der Donau und deren Chronisten nannten sie deshalb auch gern beim älteren, schon bekannten Namen (Hunni, Avari), während die byzantinischen Quellen sie als Baschkir oder Türk bezeichneten. Aber im Unterschied zu ihren Vorläufern stellten diese Neuankömmlinge innerhalb eines Jahrhunderts die Weichen für ihre Integration in das christliche Europa, adaptierten dessen kulturelle Eigenheiten und formten die Basis eines Staates, der, wenn auch von zahlreichen Wechselfällen der Geschichte eines Jahrtausends immer wieder erschüttert, bis heute besteht. Allerdings bewahrten sie über das Mittelalter noch ältere Traditionen der Steppe und fungierten als ein Bindeglied zwischen Europa den dortigen Turkvölkern. Vor einem von diesen, den Pečenegen, waren die Ungarn aus ihren vormaligen Siedlungsgebieten in der Steppe am Nordsaum des Schwarzen Meeres nach Westen geflohen, in ein Gebiet, das ihnen durch frühere Militäraktionen in verschiedenen Bündnissen bereits bekannt war. (Pálóczi-Horváth 1989)

Die Vertreibung der Ungarn legte nun den Grundstein für die rund eineinhalb Jahrhunderte währende Herrschaft der Pečenegen in der osteuropäischen Steppe bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Dann wiederholten sich gewissermaßen jene Ereignisse, die schon zur Einwanderung der Pečenegen geführt hatten und die nach dem Prinzip des Domino-Effektes Gebiete von riesiger Ausdehnung betrafen. Der armenische Chronist Matthäus von Edessa beschrieb unter den Jahren 1050 und 1051 die ältere Ereigniskette mit den Worten: „Das Volk der Schlangen zog in das Gebiet der Gelben ein, zerschlug und vertrieb sie, worauf die Gelben sich auf die Uzen und die Pečenegen stürzten und alle diese Völker tobend vor Wut gemeinsam über die Römer herfielen.“ (Dostourian 1993) Damit fasste er das Geschehen mehrerer Jahrzehnte, das aber in einem Wirkungszusammenhang stand, richtig zusammen. Denn er kannte das Erscheinen der Pečenegen, die zuvor von den Uzen nach Westen abgedrängt worden waren, an der Grenze der oströmischen Byzantiner, wo sie zwar zum Teil als Grenzwächter angeheuert wurden, aber das dortige Gefüge durch ihre Anwesenheit und zahlreichen Raubzüge aus dem Gleichgewicht brach-

ten. Erst mit Hilfe der nachgerückten Kumanen, die in den altrussischen Quellen als Polovcer bezeichnet werden, gelang es den Byzantinern am Ende des 11. Jahrhunderts, den Pečenegen eine entscheidende Niederlage beizubringen. Denn die Kumanen (die „Gelben“) hatten inzwischen der kurzfristigen Herrschaft der Uzen in dem von den Pečenegen geräumten Region ein rasches Ende bereitet. Die Pečenegen aber wurden nach einer weiteren Niederlage gegen die Byzantiner von diesen in der Region Sofia-Niš-Skopje und in anderen Teilen des Balkans angesiedelt. Weitere Gruppen wurden als Grenzwächter und Hilfsvölker ins Königreich Ungarn angeworben. (Göckenjan 1972; Göckenjan 1989; Vásáry 2005)

Die inzwischen aus dem Osten vorgedrungenen Polovcer/Kumanen machten vor allem den Fürsten der Kiever Rus' zu schaffen. (Pritsak 1982) Vom ersten Überfall im Jahr 1061 bis 1210 wurden insgesamt 46 Kriege gegen die Rus' gezählt – die Steppe wurde zu einer ständigen Herausforderung für Altrussland, die in dem berühmten Igorlied ihre literarische Ausformung fand. (Raab 1963) Das Lied besingt eine gescheiterte Heerfahrt vom Jahr 1185 und ist eine eindringliche Mahnung an die altrussischen Fürsten, angesichts der Bedrohung aus der Steppe die inneren Fehden zu beenden. Einige der Fürsten hatten sich nämlich durchaus mit den Nachbarn arrangiert und waren Eheverbindungen eingetreten. Die solchermaßen „adaptierten“ Polovcer unterschieden sie von den „wilden“ Polovcern. Die größte Herausforderung allerdings stand allen zusammen noch bevor. Denn zu Beginn des 13. Jahrhunderts, im Jahr 1206, fand weit im Osten eine Versammlung mongolischer Stammesfürsten statt, die einen erneuten Wandel in der Steppe einleitete, indem sie einen Großkhan für die fünf Stämme wählte, die das Gebiet um den Baikalsee bewohnten. (Weiers 1986) Dieser neue Großkhan war Temudschin, der unter dem Namen Dschingis (1155/62/67 – 1227) bekannt werden sollte. Innerhalb weniger Jahre gelang ihm die Unterwerfung weiter Teile Sibiriens und Nordchinas und seine Truppen besiegten 1219 auch das mächtige Reich von Choresm. Schließlich überschritt eine etwa 20.000 Mann starke Truppe von Süden her den Kaukasus und vernichtete einige Heere der im Steppengebiet nördlich des Schwarzen Meeres lebenden Polovcer, die damaligen Herren der Steppe. Die Situation war für sie so bedrohlich, dass ihr Khan Köten ein Bündnis mit einigen russischen Fürsten schloss. Am 16. Juni des Jahres 1223 kam es an dem Fluss Kalka (heute Kalec) nördlich des Azowschen Meeres zu einer Entscheidungsschlacht, in deren Verlauf das aus Polovcern und russischen Abteilungen zusammengesetzte Heer eine vernichtende Niederlage erlitt. Da es sich im Grunde aber nur um einen Erkundungszug der Mongolen gehandelt hatte, nicht um einen Eroberungskrieg, zogen sich die tatari-schen Abteilungen zunächst wieder nach Sibirien zurück. (Spuler 1965)

Die Vorbereitungen für den eigentlichen großen Feldzug nach Westen liefen auch nach dem Tode Tschingis Khans weiter. 1237 bis 1241 wurde er umgesetzt, mit verheerenden Konsequenzen auch für das östliche Mitteleuropa, denn die Mongolen fügten den Verteidigern nahe dem schlesischen Liegnitz und bei dem ungarischen Muhi vernichtende Niederlagen bei. Beide Schlachten fanden ein lebhaftes Echo in der Nachwelt, und – erstmals im ostmitteleuropäischen Mittelalter – mit dem zeitlichen Abstand von etwa einem Jahrhundert auch ihren Niederschlag in bildlichen Darstellungen im Hedwigs-Codex (Braunfels 1972) und in der Ungarischen Bilderchronik (Kardos 1961). Mit den mongolischen Siegen war die existentielle Herausforderung der Steppe, die über Jahrhunderte vor allem die Rus' und in etwas geringerem Maße Byzanz bedroht hatte, in Ostmitteleuropa, ja im Grunde im Herzen Europas, angekommen. Doch selbst als sich die siegreichen mongolischen Heere in Ungarn vereinigten und der weitere Vorstoß nach Westen drohte, gelang es den zerstrittenen Kräften des Abendlandes nicht, eine gemeinsamen Verteidigungsfront aufzubauen. Dass dies keine größeren Folgen hatte, war der

Vorsicht des mongolischen Feldherrn Batu Khan (1205 - 1255) zuzuschreiben, der auf das weitere Vorrücken verzichtete, das trotz aller Siege mit einem erheblichen Risiko verknüpft gewesen wäre. Für seinen Rückzug aus Mitteleuropa war aber letztlich die Nachricht vom Tod des Großkhans Ögädäi entscheidend, der am 11. Dezember 1241 in Qara Qorum gestorben war. Das vereinte Heer der Mongolen zog sich ganz in die Steppegebiete an der unteren Wolga zurück, wo man die passenden Bedingungen für die nomadischen Lebensgewohnheiten vorfand und die Entwicklungen in der fernen Mongolei abwarten konnte. Hier entstand nach dem Tod Ögädäis jener Teil des mongolischen Weltreiches, in dem zunächst Batu herrschte, und der bald als das Reich der „Goldenen Horde“ bezeichnet wurde – ein Name, der von den goldenen Deckplatten des Herrscherzelt abgeleitet wurde. Die Goldene Horde sollte nun für mehr als zwei Jahrhunderte weite Teile Osteuropas beherrschen: eine Region, deren Hauptstadt Saraj unweit der Wolgamündung ins Kaspische Meer (nahe Volgograd) lag und die sich von der mittleren Wolga, der Kama, dem Tobol und dem Ural im Osten bis zum Aral-See, im Süden bis an das Kaspische Meer und an den Nordrand des Kaukasus und im Westen bis an die Pripjet-Sümpfe erstreckte; zeitweise beanspruchte die Goldene Horde auch die Oberherrschaft über die Länder Halič-Volyn, Schlesien und Mähren.

Die Herrschaft der Mongolen bildete die bis dahin größte Herausforderung der christlich-europäischen Welt durch die Steppe. Diese latente Bedrohung hatte weit – jedenfalls bis zum Papsttum nach Rom – reichende Folgen für die Neuordnung Ostmitteleuropas im 14. Jahrhundert. Dazu gehörte beispielsweise die grundsätzliche Verpflichtung des Deutschen Ordens zur Heidenbekämpfung, die auch für den Kampf gegen die Mongolen hätte gelten müssen. Eine Neigung, in diese Richtung aktiv zu werden, bestand bei den Ordensrittern aber nicht, sondern sie konzentrierten sich lieber auf die Eroberung von Land im Baltikum, wo sie die noch nicht getauften Litauer bekämpften. Gerade aber die litauischen Fürsten schlüpften zunehmend in die Rolle von Herausforderern der Goldenen Horde, mit der Konsequenz, dass nach und nach altrussische Fürstentümer im Westen der ehemaligen Kiever Rus' der Oberherrschaft der Mongolen entzogen und in das litauische Großfürstentum integriert wurden. (Hellmann 1981) Es ist dies eine Entwicklung, die 1362/63 mit dem Sieg der Litauer über die Tataren bei Sinie Vody ihre Bestätigung fand.

Die tatarisch-mongolische Invasion von 1241 und die nachfolgende Herrschaftsbildung der Goldenen Horde war der letzte Fall eines aus der fernen asiatischen Steppe kommenden Verbandes, der auf die Geschichte Europas Einfluss nahm. Aber die Steppe hörte nicht auf, eine Herausforderung für das sich seit dem 15. Jahrhundert neu formierende Europa zu sein, das vor allem im Osten mit dem Erscheinen der Osmanen, mit dem Aufstieg Habsburgs und Moskaus und mit der Formierung der polnisch-litauischen Union neue mächtropolitische Kontur gewann. Die Steppe blieb ein ständiger Unruheherd, anfangs noch in Gestalt der Nachfolge-Khanate der Goldenen Horde, dann vor allem in der Gestalt der Kosaken, jenes ethnisch-sozialen Amalgams, das an den Grenzen Polen-Litauens und des Moskauer Reiches entstand und sich durch den Zuzug entlaufener Leibeigener ständig verstärkte, aber auch radikalisierte. (Kumke 1993; Gordeev 2006; O'Rourke 2007)

Il'ja Repin (1844 - 1930), jener aus der Ukraine stammende Maler berühmter russischer Geschichtsbilder, der als Sohn eines Militärsiedlers selbst dem zeitweise von rein militärischem Drill bestimmten Nachfolgemilieu der freien Kosaken entstammte, vollendete im Jahr 1891 sein wohl bekanntestes Werk: Das Gemälde „Die Saporoger Kosaken schreiben dem türkischen Sultan einen Brief“ verkörpert wahrscheinlich am besten alle jene Stereotypen, die dem ungezwungenen, freien Leben der Kosaken bis heute anhaften. Den historischen Hintergrund bildet ein dem Sultan Mehmed IV. im Jahr 1676 tatsächlich

geschriebener Brief, der die abschlägige Antwort auf dessen Forderung nach Unterwerfung enthält: „Du türkischer Schaitan, Bruder und Genosse des verfluchten Teufels und des leibhaftigen Luzifers Sekretär! Was in Teufels Namen bist du eigentlich für ein trauriger Ritter! Was der Teufel scheißt, das frisst du samt deinen Scharen, und schwerlich wird es dir glücken, Christensöhne in deine Gewalt zu bekommen. Dein Heer fürchten wir nicht, werden zu Wasser und zu Lande uns mit dir schlagen, du Babylonischer Küchenchef, du Mazedonischer Radmacher, Alexandrinischer Ziegenmetzger, Jerusalemischer Bierbrauer, Erzsauhalter des großen und kleinen Ägypten, du Armenisches Schwein, du Tartarischer Geisbock, du Henker von Kamanetz und Taschendieb von Podolsk, du Enkel des leibhaftigen Satans und Narr der ganzen Welt und Unterwelt, dazu unseres Gottes Dummkopf! (...) Der Lager-Ataman Iwan Syrko mitsamt dem ganzen Lager der Saporosher Kosaken.“ (Wesenberg 2003, 109).

Repin war allerdings nicht der erste, der sich an dem Kosakenthema begeisterte. Zu den literarischen Vorläufern ist vor allem Nikolaj Gogols (1809 - 1852) Erzählung „Taras Bulba“ zu rechnen (Lang 2002), und unter den Malern zeigte – trotz der schlechten historischen Erfahrungen Polens mit den Kosaken – der Pole Josef von Brandt (1841 - 1915) eine auffallende Affinität gegenüber den kosakischen Steppenreitern (Bühler 1993), zu deren historischem Wirken auch die Schattenseite eines Pogroms gehört, dem im Zusammenhang mit dem Aufstand des Kosaken-Hetmans Bogdan Chmelnickij (1595 - 1657) gegen Polen-Litauen im Jahr 1648 geschätzte 100.000 Juden im Südosten der Rzeczpospolita zum Opfer fielen.

Die Kosaken symbolisieren bis heute eine Art von Synthese zwischen den sesshaften Europäern und den mobilen Bewohnern der Steppe. Dass es ähnliche Adaptionprozesse auch schon in früheren Jahrhunderten gegeben hatte, wurde in dem vorangegangenen historischen Überblick bereits mehrfach angedeutet, doch soll dieser Aspekt abschließend nochmals aufgegriffen werden. Im Vergleich zu den hauptsächlich von militärischen, ja mörderischen Auseinandersetzungen geprägten Begegnungen geht es dabei eher um Phänomene der Integration als um solche der Konfrontation. Dabei spielt Ungarn eine hervorragende Rolle, aber hier sei auch noch einmal an die Bulgaren erinnert und an ihre Integration in das christliche Europa. Im Sommer 866, zur Zeit des Khans Boris-Michael (852/53 - 889/90), erschien nämlich eine bulgarische Gesandtschaft bei Papst Nikolaus I. (858 - 867) und übergab ihm einen Brief, der, wie die Antwort des Papstes erkennen lässt, 115 Fragen auflistete, die sich auf die Zukunft der Bulgaren als möglicher Bestandteil der christlichen Welt bezogen. Die briefliche Antwort, eine Art Lehrschreiben in 106 Punkten (Heiser 1979), bildet eine überaus wichtige Quelle des Wissens über Leben, Kultur und Organisation des bulgarischen Reiches, das sich damals aus einem noch von der nomadischen Oberschicht bestimmten „barbarischen“ Herrschaftsgebilde in einen christlichen Staat transformierte. Die Fragen Boris-Michaels spiegeln die mit dieser Situation verbundenen Unsicherheiten wider, z.B. die Unkenntnis, inwiefern sich die Annahme des Christentums auf das tägliche Leben auswirken werde. Etwas ratlos gegenüber dieser Vermischung von Sakralem und Profanem stellte der Papst fest: „In euren Fragen fordert ihr ständig Gesetze für die weltlichen Angelegenheiten“ und meinte damit die eingeforderten Auskünfte etwa darüber, ob Frauen Hosen tragen dürften, ob man einem Kranken zur Heilung ein magisches Halsband umlegen dürfe, ob der Pferdeschweif als Kriegstrophäe durch das Kreuz ersetzt werden müsse und welche Tiere man essen dürfe. So wie es hier um die Adaption an die christliche Welt geht, kann man für das frühe Mittelalter aber auch mit der umgekehrten Richtung rechnen: mit der Adaption an die Lebensweise der siegreichen Eroberer. Einen solchen Fall dokumentiert eine Quelle zur Geschichte der Ungarn um 900, eine Schrift des Salzburger Erzbischofs Thietmar, in der davon die Rede

ist, dass die in den von den Ungarn unterworfenen Gebieten lebenden Slawen damit begonnen hätten, sich nach ungarischer Sitte (*more eorum*) die Haare zu scheren. (Marsina 1971, 900)

Überhaupt zeigt sich das ungarische Königreich als Bühne einer bemerkenswerten Offenheit gegenüber der Steppe. Sie resultierte offenbar aus einer schon aus der Steppe mitgebrachten, traditionellen gesellschaftlichen Permeabilität, aber auch aus herrscherlicher Rationalität, wie sie in den Ermahnungen König Stefans des Heiligen (969 – 1038) an seinen Sohn Imre (Emmerich, 1007 - 1031) zum Ausdruck kommt. Dafür steht vor allem jenes 6. Kapitel *De detencione et nutrimento hospitum*, das – betrachtet man die ethnische Heterogenität des ungarischen Königreiches – von seinen Nachfolgern tatsächlich ernst genommen wurde. Das betrifft nicht nur mögliche Zuwanderer aus dem lateinisch-christlichen Westen, die Ungarn zum Zweck der flächendeckenden Einführung des Christentums zu Stefans Zeiten tatsächlich dringend benötigte, sondern eben auch die aus der Steppe angeworbenen oder aufgenommenen Individuen und Gruppen von Pečenegen, Jassen, Kumanen, Szeklern und Tataren. Die um das Jahr 1100 entstandene „kleine“ Stefanslegende sagte dem heiligen König nach, er habe die Missachtung des Gastrechts, das den Zuwanderern galt, äußerst streng geahndet. Ungarische Krieger nämlich, die Pečenegen (das heißt Heiden) ausgeraubt hätten, als diese mit königlicher Erlaubnis aus Bulgarien einwanderten, habe Stefan „überall an den Straßen zu zweit“ aufhängen lassen, also demonstrativ an den Wegen der „Gäste“⁴. Die häufig als Grenzwächter in den königlichen Dienst gestellten Zuwanderer aus der Steppe wurden auch mit Siedlungsland versehen und die nach ihren Ethnonymen benannten Dörfer sind in der ungarischen Toponymie bis heute zu identifizieren, nämlich in den Ortsnamen *Besenyó* („Pecenege“), *Oszlár* („Alane“), *Nándor* („Bulgare“) sowie *Tilmitsch*, *Thumacov*, *Talmesch*, die auf den pečenegischen Stamm der Talmatschen zurückgehen. (Györffy 1983, 180 f.; Göckenjan, 1972, 89-113) Eine ähnliche Praxis könnte es auch in Polen zu der Zeit des Fürsten Bolesław Chrobry (992 - 1025) gegeben haben, da es in Kleinpolen Ortsnamen vom Typ *Piecznięgi* gibt. (Modrzewska 1984, 32 ff., 92)

Die genannten Elemente – traditionelle Verbundenheit mit der Steppe, Gastfreundschaft, ethnische und soziale Permeabilität, aber auch herrscherliches Selbstverständnis – spiegeln sich dann im Leben und Schicksal des ungarischen Königs Ladislaus IV. (1272 – 1290) wider, dem der Beiname „der Kumane“ gegeben wurde. Kumanen (Polovcer) waren u. a. zum Ausgleich der Bevölkerungsverluste nach dem Mongoleneinfall ins Land geholt worden, doch stabilisierten sie als Militärmacht auch die königliche Herrschaft. Und Ladislaus fühlte sich von ihrer Lebensweise und ihren Frauen so angezogen, dass er zeitweise bei ihnen lebte, wogegen sich insbesondere der Widerstand der Kirche regte. Die ungarischen Bilderchronik berichtet dazu: „König Ladislaus hatte die Tochter des Königs Karl von Apulien zur Frau. Er verachtete jedoch das Ehebett und liebte nur Mädchen der Kumanen: Cydua, Cupcech und Mandula hießen diese. Außerdem hatte er noch andere als Konkubinen, deren Liebe sein Herz verdarb. Die Barone und Großen des Landes hassten ihn deswegen. Nun kam zu ihm Philipp, der Legat des Apostolischen Stuhles,

4 Die Schilderung dieser Episode findet sich bei Göckenjan 1972, 16, und Györffy 1988, 106 f., der aber feststellt, dass es sich nicht um ein tatsächliches Geschehen handeln könne, da sich Pečenegen zuerst um 1048 (also nach Stefans Lebenszeit) in Bulgarien niederließen, und weil das Hängen von Räubern erst aus der Zeit Ladislaus' I. bezeugt sei.

aus Firma, da er nach kumanischer und nicht nach katholischer Art lebte. Dieser forderte die Ungarn auf, sich nicht gegen die ungarische Sitte den Bart zu rasieren, die Haare zu schneiden und kumanische Mützen zu tragen, die in Ungarn schon beliebt wurden. Er bedrohte den König sogar mit der Exkommunikation, wenn er nicht die Heiden hassen, auf christliche Art leben und ein vorbildliches Eheleben führen würde. Er erreichte aber damit nichts und kehrte in seine Heimat zurück.“ Ladislaus „der Kumane“ wurde schließlich auf Anstiften einer verlassenen Geliebten in einem Zelt von den Kumanen, „an denen er so hing, jämmerlich ermordet“. (Kardos 1961, 238 f.)

Angesichts von Ladislaus' Vorliebe für die Kumanen ist es kein Wunder, dass die ungarische Kirche das Andenken eines anderen Ladislaus, nämlich Ladislaus I. des Heiligen (1048 - 1095), und dessen erfolgreichen Kampfes gegen die Kumanen besonders pflegte, den das im 14. Jahrhundert schon in der Anjou-Zeit entstandene *Legendarium* bildlich darstellt (Levárdy 1973). Das hinderte aber die Magnaten der Zeit des Anjou-Königs Ludwig des Großen (1326 – 1382) eben zu dieser Zeit nicht daran, sich in orientalischer Manier zu kleiden, wie eine zeitgenössische Darstellung Ludwigs mit seinen Vornehmen in der Ungarischen Bilderchronik zeigt. (Kardos 1961)⁵

Ungefähr in diese Zeit muss die Anwesenheit von „Tataren“, wie sie besonders in Lemberg (Wyrozumski 2006, 459), aber auch in den bedeutenderen Städten Ostmitteleuropas bezeugt sind, fallen. Mit den solchermaßen bezeugten Tataren, die im 17. Jahrhundert nach dem Bündnis Polens mit den Krimtataren während des Ersten Nordischen Krieges in einer zweiten Welle nach Polen und Litauen kamen, eröffnet sich eine weitere Spur von ehemaligen Steppenbewohnern in Ostmitteleuropa, die sich möglicherweise auch im Ursprung der osteuropäischen Juden finden lassen könnte, wenn man der These Arthur Koesters folgen will, dass diese von den Chazaren abstammen (Koester 1977; Schirrmacher, 2004, 3-7), deren Oberschicht im 10. Jahrhundert zweifellos zum Judentum konvertiert war. Eine andere, kleine Gruppe, die heute noch in Ostmitteleuropa vertreten ist und die mit dem Judentum – wenn auch von diesem nicht als Juden anerkannt – und mit der Steppe in Beziehung steht, bilden die turksprachigen Karaim oder Karäer. Ihre Vorfahren wurden einst von dem litauischen Fürsten Vytautas (1350 – 1430) als Leibwächter und Bewacher seiner Burg Trakai von der Halbinsel Krim und der Schwarzmeerküste nach Litauen geholt. Über Jahrhunderte pflegten sie ihre Kultur, die aber jetzt gerade in Litauen auf das Höchste gefährdet ist, da ihre Zahl nach der Adaption und Integration in die litauische Gesellschaft zu klein ist, um den Bestand als eigene Sprach- und Kulturgemeinschaft zu gewährleisten. Wenn auch mit ihnen ein lebendiges Element der Wechsel- und Austauschbeziehungen zwischen der Steppe und Ostmitteleuropa unterzugehen droht, sind diese doch so vielfältig und zahlreich im historischen Gedächtnis dieser Region verankert, dass sie ihre Präsenz in den unterschiedlichsten Formen auch weiterhin entfalten werden. Deren Wirkungen sind naturgemäß jedoch weniger konkret,⁶ als es die unmittelbaren Erfahrungen waren, die die Bewohner Ostmitteleuropas über Jahrhunderte im direkten Kontakt mit den Steppebewohnern machten. Aber die damit verbundenen

5 Siehe Abbildung unter: <http://img2.tar.hu/mollach/img/18945027.jpg#3> (04/08/09)

6 Eine Ausnahme bilden in dieser Hinsicht die Krimtataren, die nach der Zwangsumsiedlung unter Stalin zwar 1967 vom Vorwurf der Kollaboration mit Hitler-Deutschland freigesprochen wurden, die aber erst nach der Auflösung der Sowjetunion auf die Krim zurückkehren durften und dort heute eine Minderheit von etwa 250.000 Menschen bilden.

Bilder und Vorstellungen leben weiter und werden aktualisiert, was sich gegenwärtig an der Renaissance des Kosakentums in der Ukraine gut beobachten lässt.⁷

Bibliographie

- Braunfels, W. (Hg.) (1972) *Der Hedwigs-Codex von 1353* (Sammlung Ludwig). Berlin: Mann.
- Bühler, H.-P. (1993) *Jäger, Kosaken und polnische Reiter. Josef von Brandt, Alfred von Wierusz-Kowalski, Franz Roubaud und der Münchner Polenkreis*. Hildesheim: G. Olms.
- Das Lied von der Heerfahrt Igors. In: Grasshoff, H. u.a. (1965): *O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur*. Frankfurt am Main: Verlag Heinrich Scheffler.
- Dopsch, H. (2003) *Steppenvölker im mittelalterlichen Osteuropa – Hunnen, Awaren, Ungarn und Mongolen*.
<http://www.sbg.ac.at/ger/samson/rvws2003-04/dopsch2003.doc> (16/07/09)
- Dostourian, A. E. (Ed.) (1993) *Armenia and the Crusades: 10th to 12th centuries. The chronicle of Matthew of Edessa*. Lanham: University Press of America.
- Feix, J. (Hg.) (1963) *Herodot. Historien* (griechisch-deutsch). Bd. 1 (Buch 1-5), Bd. 2 (Buch 6-9). München: Heimeran.
- Fiedler, U. (1992) *Studien zu Gräberfeldern des 6. bis 9. Jahrhunderts an der unteren Donau*, Teile 1-2. Bonn: Habelt.
- Fiedler, U. (2008) Bulgars in the lower Danube region. A survey of the archaeological evidence and of the state of current research. In: Curta, F. (ed.) *The other Europe in the Middle Ages: Avars, Bulgars, Khazars, and Cumans*. Leiden: Brill.
- Göckenjan, G. (1972) *Hilfsvölker und Grenzwächter im mittelalterlichen Ungarn*. Wiesbaden: Steiner.
- Göckenjan, H. (1989) Die Welt der frühen Reiternomaden. In: Eggebrecht, A. (Hg.) *Die Mongolen und ihr Weltreich*. Mainz: Zabern.
- Gordeev, A. A. (2006) *Istorija kazačestva*. Moskau: Veče.
- Györffy, G. (1983) *Wirtschaft und Gesellschaft der Ungarn um die Jahrtausendwende*. Wien: Böhlau Nachf.
- Györffy, G. (1988) *König Stephan der Heilige*. Budapest: Corvina.
- Heeke, M. (2003) *Reisen zu den Sowjets: der ausländische Tourismus in Rußland 1921 – 1941*, Münster: Lit.
- Heiser, L. (1979) *Die Responsa ad consulta Bulgarorum des Papstes Nikolaus I. Ein Zeugnis päpstlicher Hirtensorge und ein Dokument unterschiedlicher Entwicklungen in den Kirchen von Rom u. Konstantinopel*. Trier: Paulinus-Verlag.
- Hellmann, M. (1981) Das Großfürstentum Litauen bis 1569. In: Hellmann, M. (Hg.) *Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 1: Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zartum (bis 1613)*. Stuttgart: Hiersemann.

7 Einen kleinen Eindruck gibt die Seite

<http://www.euranet.eu/ger/Archiv/Wiadomosci/German/2009/May/Moderne-Kosaken> (04/08/09)

- Jaworski, R. (1992) Ostmitteleuropa. Zur Tauglichkeit und Akzeptanz eines historischen Hilfsbegriffs. In: Eberhard, W. (Hg.), *Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen*. München: Oldenbourg.
- Jordan, P. (2005) Großgliederung Europas nach kulturräumlichen Kriterien. In: *Europa Regional*, 13(4): 162-173.
- Herodot – siehe Feix (1963)
- Kardos, T. (Hg.) (1961) *Die ungarische Bilderchronik (Chronica de gestis Hungarorum)*. Berlin: Rütten & Loening.
- Koestler, A. (1977) *Der dreizehnte Stamm. Das Reich der Khasaren und sein Erbe*. Wien/München/Zürich: Molden.
- Kumke, C. (1993) *Führer und Geführte bei den Saporoger Kosaken. Struktur und Geschichte kosakischer Verbände im polnisch-litauischen Grenzland (1550-1648)*, Berlin, Wiesbaden: Harrassowitz.
- Lang, W. K. (2002) The Legendary Cossacks: Anarchy and Nationalism in the Conceptions of Ilya Repin and Nikolai Gogol. In: *Nineteenth-Century Art Worldwide* 1(1). http://www.19thc-artworldwide.org/spring_02/articles/lang.shtml (19/07/09)
- László, G. (1983) *Der Goldschatz von Nagyszentmiklós*. Wien: Schroll.
- Levárdy, F. (Hg.) (1973) *Magyar Anjou Legandárium*. Budapest: Magyar Helikon.
- Lichačev, D. S. (Hg.) (1950) *Povest' vremennykh let (Letopis' Nestora)*. Moskau/Leningrad: Akedemija nauk SSSR.
- Lübke, C. (2003) Germania Slavica. In: Lawaty, A./Orlowski, H. (Hg.) *Deutsche und Polen: Geschichte, Kultur, Politik*. München: Beck.
- Lübke, C. (2006) *Mitteleuropa, Ostmitteleuropa, östliches Europa. Wahrnehmung und Strukturen im frühen und hohen Mittelalter*. <http://www.europa.clio-online.de/2006/Article=173> (15/09/06)
- Marsina, R. (1971) *Codex Diplomaticus et epistolaris Slovaciae. Bd. 1: Inde ab DCCCCV ad a. MCCXXXV*. Bratislava: Academia Scientiarum Slovacae.
- Modrzewska, H. (1984) *Osadnictwo obcoetniczne i innoplemienne w Polsce wcześniejszego średniowiecza*. Warschau: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.
- Nazarenko, A. V. (1993): *Nemeckie latinojazyčnye istočniki IX-XI vekov. Teksty, perevody, kommentarij*. Moskau: Nauka.
- O'Rourke, S. (2007) *The Cossacks*. Manchester: Manchester University Press,
- Pálóczi-Horváth, A. (1989) *Petschenegen, Kumanen, Jassen: Steppenvölker im mittelalterlichen Ungarn*. Budapest: Corvina.
- Pohl, W. (1988) *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr.* München: Beck.
- Pritsak, O. (1982) The Polovcians and the Rus'. In: *Archivum Eurasiae Medii Aevi*, 2: 321-380.
- Raab, H. (1963) *Slovo o polku Igoreve, Igorija syna Svatoslavlja, vnuka Ol'gova*. Zweisprachige Ausgabe. Leipzig: Reclam.
- Reindel, K. (1981) Politische Geschichte vom Ende des 6. Jahrhunderts bis zum Ausgang der Agilofingerzeit. In: Spindler, M. (Hg.) *Handbuch der bayerischen Geschichte, Band I: Das Alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts*. München: Beck.
- Schirmmacher, Th. (2004) Die osteuropäischen Juden – Nachfahren der mittelalterlichen Khasaren? In: *MBS Texte*, 23: 3-7.
- Schubert, Ch. (2007 a) Zum problematischen Verhältnis von res fictae und res factae im antiken Nomadendiskurs. In: Weiß, A. (Hg.) *Der imaginierte Nomade. Formel und*

- Realitätsbezug bei antiken, mittelalterlichen und arabischen Autoren.* Wiesbaden: Ludwig Reichert: 17-44.
- Schubert, C. (2007 b) Der Fremde ist ein Nomade: Der Skythe Anarchis. In: Weiß, A. (Hg.) *Der imaginierte Nomade. Formel und Realitätsbezug bei antiken, mittelalterlichen und arabischen Autoren.* Wiesbaden: Ludwig Reichert: 157-183.
- Schultze-Pfaelzer, G. (1938) *Die große Grenze. Streifzüge am Rande Europas.* Berlin: Safari Verlag.
- Spuler, B. (1965) *Die Goldene Horde. Die Mongolen in Russland 1223-1502.* 2. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Stepanov, T. (2008) From ‚steppe‘ to Christian empire and back: Bulgaria between 800 and 1100. In: Curta, F. (eds.) *The other Europe in the Middle Ages: Avars, Bulgars, Khazars, and Cumans.* Leiden: Brill.
- Vásáry, I. (2005) *Cumans and Tatars: Oriental military in the Pre-Ottoman Balkans, 1185 – 1365.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Vasmer, M. (1958) *Russisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 3: Sta-Y.* Heidelberg: Winter.
- Vida, T. (2008) Carpathian basin under Avar rule (sixth to seventh century). In: Curta, F. (eds.) *The other Europe in the Middle Ages: Avars, Bulgars, Khazars, and Cumans.* Leiden: Brill.
- Weiers, M. (Hg.) (1986) *Die Mongolen. Beiträge zu ihrer Geschichte und Kultur.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wesenberg, A. (Hg.) (2003) *Ilja Repin - Auf der Suche nach Russland.* Berlin: Nicolai.
- Wieczorek, Alfred/Hinz, H.-M. (Hg.) (2000) *Europas Mitte um 1000.* Stuttgart: Theiss.
- Wyrozumski, J. (2006) Völkergruppe im mittelalterlichen Lemberg. In: *Enzyklopädie des europäischen Ostens*: 455-464.
http://wwwg.uni-klu.ac.at/eeo/Wyrozumski_Lemberg.pdf (19/07/09)

Christian Lübke, Direktor des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas am Historischen Seminar der Universität Leipzig. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Germania Slavica, polnische und baltische Geschichte, Geschichte Russlands
 E-Mail: luebke@uni-leipzig.de



Attila – Atli – Etzel. Über den Wandel der Erinnerung an einen Hunnenkönig im europäischen Mittelalter

Attila – Atli – Etzel. On the Changing Remembrance of a Hun King in the European Middle Ages

Matthias Hardt

Abstract

During the European early and high Middle Ages the memory of the Migration period Hun ruler Attila was different and in flux. While Eastern Germanic groups in heroic poetry and historiography draw the picture of a noble and gift-giving king, Western Germanic tribes made him responsible for the destruction of the Burgundian kingdom in the Middle Rhine area. For Latin authors of Late Antiquity he was a *flagellum dei* and an enemy of Christianity. In medieval Cologne Attila was said to have been the murderer of 11,000 virgins. This article shall analyse these representations equally on the basis of historiography, heroic poetry and archaeological material as sources of the nomadic influence on the history of the Migration period.

Keywords: Attila; Hunnen; Erinnerung; Heldendichtung; Historiographie

In der Zeit um das Jahr 375 stießen am Nordrand des schwarzen Meeres Reiternomaden aus Zentralasien auf das Reich der Goten, das von deren König Ermanarich beherrscht wurde. Dessen militärische Niederlage gegen die Hunnen veranlasste zahlreiche Westgoten, in das Römische Reich einzudringen und damit einen Prozess auszulösen, den die historische Forschung später als Völkerwanderung bezeichnen sollte und die man für den Untergang des weströmischen Reiches verantwortlich machte (Pohl 2002). Im Verlauf der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts gelang den Hunnen insbesondere unter ihrem König Attila eine mit den Mitteln reiternomadischer Herrschaft zusammen gehaltene Reichsbildung, die von deren Zentrum in der ungarischen Tiefebene aus nahezu die ganze östliche Peripherie des weströmischen Reiches und das norddanubische Vorland des östlichen Reichsteiles umfasste – fast das ganze spätere Ostmitteleuropa also. Obwohl das Reich Attilas nach dessen Tod im Jahr 453 auseinanderbrach und noch sehr viel schneller verschwand, als es entstanden war, hinterließ es in Mittel- und Nordeuropa nachhaltige, allerdings außerordentlich unterschiedliche Erinnerungen, die insbesondere auf die Person Attilas ausgerichtet waren und durch dessen Charakterisierung den Erfolg und den Niedergang seiner Herrschaft erklären sollten.

„Er mac dich wol ergetzen, sprach aber Giselher,
 von dem Róten zuo dem Rine, von der Élbe unz an das mer,
 so ist künec deheiner, so gewaltec nicht.
 du maht dich freun balde, so er din ze konen giht.“
 (de Boor 1979, 202, 1244).

Dem Passauer Dichter des Nibelungenliedes aus der Zeit um 1200 (Heinzle 2005, 46–46f.) war die unermessliche Ausdehnung des Reiches Attilas noch durchaus geläufig. Die gewaltige Herrschaft des Hunnenkönigs sollte Kriemhild, die neue Hauptheldin des verschriftlichten Epos, mit den Worten des Brautwerbers Ruedeger von Bechelaren für das Leid entschädigen, das ihr durch den Tod Siegfrieds von Xanten entstanden war. Von der Rhone bis zum Rhein und von der Elbe bis ans Meer: Ein offenkundig beeindrucktes und positives Bild, das an der Donau zwischen Regensburg und Wien noch mehr als 700 Jahre nach dem Wirken des Hunnenkönigs vorherrschte, und das, obwohl man in der schriftlichen Überlieferung der Spätantike ganz anderes über ihn lesen konnte.

Im folgenden soll anhand von Beispielen aus der Historiographie und heroischen Dichtung des frühen und hohen Mittelalters (6.–13. Jh.) das sich in dieser Zeit wandelnde Attila-Bild beschrieben und dabei gezeigt werden, welche jeweils unterschiedlichen Formen reiternomadischer Herrschaftspraxis dabei in den Vordergrund gestellt und auf diese Weise als geschichtliches Phänomen thematisiert wurden. In diesem Zusammenhang soll auch auf die Interdependenz oraler und schriftlicher Überlieferung bei der Tradierung der Erinnerung an die erste Einflussnahme eines Steppenreiches auf die europäische Geschichte des Mittelalters eingegangen werden.

Vom Barbarenkönig zum strafenden Organ Gottes

Im 6. Jahrhundert hieß es bei dem in Byzanz lebenden gotischen Geschichtsschreiber Jordanes:

„Dieser Attila war der Sohn Mundzucs, dessen Brüder Othar und Roas vor Attila die Herrschaft bei den Hunnen gehabt haben sollen, wenn auch nicht über alle die, welche er beherrschte. Nach ihrem Tod folgte er mit seinem Bruder Bleda in der Herrschaft über die Hunnen nach und, um vorher zu der Unternehmung, die er beabsichtigte, stark genug zu sein, suchte er Verstärkung seiner Macht durch Brudermord und eilte zum Entscheidungskampf für alle über die Leichen der Seinigen. Aber er fand, wenn er auch durch diese abscheuliche Tat an Macht zunahm, doch durch die Waage der Gerechtigkeit einen schmachvollen Ausgang für seine Grausamkeit. Nachdem er nämlich seinen Bruder Bleda heimtückisch ermordet hatte [...] vereinigte er das ganze Volk unter seinem Szepter; und nachdem er die andern Völker, die ihm damals untertan waren, in großer Anzahl versammelt hatte, war sein sehnlicher Wunsch der, die ersten Völker der Welt, die Römer und Westgoten, zu unterwerfen. Sein Heer soll fünfhunderttausend Mann stark gewesen sein. Er war ein Mann, dazu geschaffen, die Welt zu erschüttern, der Schrecken aller Länder, der auf eine unerklärliche Weise alles in Furcht setzte durch den schrecklichen Ruf, der über ihn verbreitet war. Stolz schritt er einher und ließ nach allen Seiten die Augen schweifen, damit die Macht, die der hochmütige Mensch inne hatte, auch in seiner Körperbewegung sich zeigte. Er war ein Liebhaber der Kriege, aber persönlich zurückhaltend; seine Stärke lag in seiner klugen Umsicht. Gegen Bittende war er nicht hart, und gnädig gegen die, welche sich ihm einmal unterworfen hatten. Er war klein von Gestalt, breitschulterig, dickköpfig, hatte kleine Augen, spärliches Barthaar mit Grau untermischt,

eine platte Nase, dunkle Hautfarbe, und trug die Kennzeichen seines Ursprungs.“ (Mommsen 1882, XXXV, 180-183, 105f.; Martens 1913, 60f.)

In diesem 35. Kapitel der Gotengeschichte Jordanes' wird ein ambivalentes Bild des Hunnenkönigs gezeichnet, in dem Respekt und Bewunderung durchscheinen, aber auch die Furcht zum Ausdruck kommt, die Attila mit seinen Hunnen zunächst vor allem im östlichen Reichsteil, dann aber auch im Westen ausgelöst hatte. Mit gezielten militärischen Aktionen erpresste er vor allem Jahrgelder, welche die römische Reichsadministration gern zu geben bereit war, wenn damit der Frieden zu erhalten war. Während Attilas mittelbarer Vorgänger Rua um 430 noch jährlich 350 römische Pfund Gold erhielt, also etwa 115 Kilogramm, so konnte bereits fünf Jahre später sein Bruder Bleda im Frieden von Margus eine Verdoppelung auf 700 Pfund, 230 Kilogramm jährlich, beim oströmischen Kaiser durchsetzen. Attila erreichte im Jahr 447 durch gezielte Erhöhung des hunnischen Drucks auf die Provinzen an der unteren Donau und durch Drohungen und Plünderungen die Erhöhung der Jahrgelder auf 2100 Pfund, 688 Kilogramm. Darüber hinaus vereinbarte er eine Einmalzahlung in Höhe von 6000 Pfund, die einer Menge von 1, 965 Tonnen Gold entsprach. Bereits ein grober Überschlag zeigt, dass bis zum Jahr 450, als der Bogen überspannt war und Byzanz die Gabe der Jahrgelder einstellte, bereits über neun Tonnen Gold (9246 kg) an die Könige der Hunnen gegeben worden waren (Wolfram 1994, 190f.; Hardt 2007, 107f.).

Danach wandte sich Attila nach Westen. Ihm ging es jetzt jedoch nicht mehr um Gold allein, und auch die ihm im Jahr 449 übertragene Würde eines Heermeisters reichte ihm nicht mehr (Wolfram 1994, 199). Nicht weniger als die Ehe mit der Kaiserschwester Grata Iusta Honoria und mit ihr die Hälfte des Römischen Reiches sollten es nun sein. Sein Widersacher, der Feldherr Aetius, der eine Weile als Geisel am Hunnenhof verbracht hatte, mobilisierte daraufhin gegen die Reiternomaden eine gentile Koalition aus Römern, Alanen, Westgoten, Burgundern und Franken. Attilas Hunnen wurden ebenfalls von einer solchen aus vielen unterschiedlichen Gruppen gebildeten Armee begleitet, die von den ostgotischen Brüdern Widimir, Walamir und Thiudimir und dem Gepidenkönig Ardarich angeführt wurde (Wolfram 1994, 199f.; Wirth 1999, 93-105). Jordanes beschrieb diese Verhältnisse wie folgt:

„Die übrige Masse ... der Könige und der verschiedenen Völker harrten wie Leibwachen auf den Wink Attilas, und wenn er mit dem Auge ein Zeichen gab, so trat ein jeder mit Furcht und Zittern ohne Murren hinzu und besorgte gewiß, was ihm befohlen wurde. Attila allein aber, der König der Könige, der über allen stand, war auch für alle besorgt.“ (Mommsen 1882, XXXVIII, 200, 110; Martens 1913, 66)

Man traf sich im Jahr 451 auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes im heutigen Frankreich. Schon vor Orléans hatten eigene Seher dem Hunnenkönig durch Eingeweideschau den Tod voraus gesagt. Attila ließ daraufhin in der Wagenburg, die in der unentschieden bleibenden Schlacht sein Refugium bildete, einen Scheiterhaufen aus Pferdesätteln aufwerfen, in den er sich im Falle der Niederlage werfen wollte, „damit niemand die Freude haben solle, ihn zu verwunden, oder er, der Beherrscher so vieler Völker, in die Hände seiner Feinde fiele“ (Mommsen 1882, XL, 213, 112; Martens 1913, 70). Nach der auch aufgrund der geschickten Regie des römischen Heermeisters Aetius ohne Sieger bleibenden Schlacht wandte sich Attila im Folgejahr 452 nach Italien (Wolfram 1994, 200f.; Wirth 1999, 105-112). Und obwohl Aquileia, Padua, Mailand und Pavia zerstört und geplündert wurden, gab Attila auch diesen Feldzug auf, angeblich auch aus dem Grunde, weil ihn ein Treffen mit dem römischen Papst Leo am Fluß Mincio zutiefst beeindruckt haben soll. Die römische Geschichtsschreibung des Westens ließ Attila als Folge dieser Ereignisse in Abwandlung von Jesajas *virga dei* (Jesaja 14, 5) zum *flagellum*

dei und damit zum strafenden Organ Gottes für den lasterhaften Lebenswandel und die Dekadenz der spätrömischen Gesellschaft werden. Zahlreich wurden von nun an die Legenden, gemäß derer es heilige Bischöfe oder wundertätige Damen wie in Paris Genofeva gewesen sein sollten, die den Hunnenkönig zur Verschonung ihrer Städte brachten (de Boor 1963, 8; Herberichs 2007, 362).

Nasenbluten oder Heimtücke? Attilas Tod

Im Jahr 453 starb Attila (Wolfram 1994, 202; Wirth 1999, 111f.). „Dieser hatte sich“, so berichtet Jordanes mit Bezug auf den byzantinischen Historiographen Priskos, „zur Zeit seines Todes ein Mädchen von sehr großer Schönheit, namens Ildiko, nach unzähligen Frauen, wie es bei jenem Volke Sitte war, zur Gattin gesellt. Als er sich nun bei der Hochzeit einer allzu großen Fröhlichkeit hingegen und dann schwer von Wein und Schlaftrunkenheit sich rücklings niedergelegt hatte, erstickte ihn der Blutstrom, der sich ihm häufig aus der Nase ergoß, als ihm der gewohnte Ausgang versperrt war, dadurch, dass er sich den todbringenden Weg in den Schlund bahnte. So brachte dem kriegsberühmten Könige seine Trunkenheit ein schmachvolles Ende. Als am folgenden Morgen bereits ein großer Teil des Tages verstrichen war, argwöhnten die königlichen Diener ein trauriges Ereignis. Nachdem sie ein lautes Geschrei erhoben, erbrachen sie die Tür und fanden den Attila tot ohne Wunde infolge des Blutsturzes, das Mädchen aber mit niedergeschlagener Miene und verhülltem Haupte weinend.“ (Mommsen 1882, XLIX, 254, 123f.; Martens 1913, 84)

Attila war also nicht im Krieg umgekommen, sondern aufgrund einer zu ausgiebig begangenen Festnacht. Dies schien weder dem Bild zu entsprechen, dass man sich in der gentilen Kriegergesellschaft von ihm machte, noch der Vorstellung der die Strafe Gottes herannahen sehenden römischen Gegner des Hunnenkönigs. Um den Tod Attilas nicht als ein Werk des Zufalls erscheinen zu lassen, wusste schon der Illyrer Marcellinus Comes in der Fortsetzung der Chronik des Hydatius zu berichten, „Attila, der König der Hunnen, der Plünderer der europäischen Provinzen“, sei „bei Nacht von Frauenhand erstochen worden“ (Mommsen 1894, 86: *Attila rex Hunnorum, Europae orbator provinciae, noctu mulieris manu cultroque confoditur*). Bald darauf wurde die Frau an Attilas Seite in der Historiographie zum Werkzeug des römischen Feldherren Aetius stilisiert (de Boor 1963, 20, 22).

Räumlich weit entfernt von römischer Chronistik war man sich ebenfalls sicher, dass Attila nicht an überreichlichem Alkoholgenuss gestorben sein konnte, sondern dass auch noch etwas anderes im Spiel gewesen sein musste. Im älteren Atli-Lied der Lieder-Edda, aufgezeichnet um 1270 auf Island – da nicht nur die stabreimende Textstruktur auf eine mündliche Überlieferung schließen lässt, sondern auch inhaltliche Elemente auf eine ältere Fassung hindeuten, wird der Text von den meisten Germanisten und Skandinavisten ins 9. Jahrhundert datiert (Reichert 2007, 349–351) – wurde die Geschichte von dem Hunnenkönig Atli erzählt, der aus Rache für die Ermordung ihrer Brüder von seiner Frau Gudrun umgebracht worden war. Diese wurde in der Dichtung vorgestellt als die Schwester burgundischer Könige, die Atli aus Goldgier an seinen Hof eingeladen habe. Der Hort der Burgunder sei Attilas Ziel gewesen, weshalb er die Könige inhaftiert und mit dem Tod bedroht habe. Als letzter Überlebender schließlich habe der burgundische König Gunnar dem hortfordernden Atli gemäß der die altnordische Alliteration beibehaltenden Übersetzung von Felix Genzmer geantwortet:

„So wenig wird, Atli, ein Auge dich sehen, wie du selber, König, die Kleinode schaut! Einzig bei mir ist allverhohlen der Hort der Niblung: nicht lebt mehr Högni! Immer war mir Zweifel, da wir zwei lebten: aus ist er nun, da nur ich lebe. Nun hüte der Rhein der Recken Zwisthort, der schnelle, den göttlichen Schatz der Niblung! Im wogenden Wasser das Welschgold leuchte, doch nimmer an den Händen der Hunnensöhne.“ (Genzmer 1981, 26-28, 213)

Nicht nur die beteiligten Personen aus der burgundischen Königsfamilie, sondern insbesondere die Bezugnahme auf den im Rhein versenkten Königsschatz zeigen, dass in diese im Norden aufgezeichnete Dichtung Motive eingeflossen waren, die einer Erzählung über die Zerschlagung des mittelhochdeutschen Burgunderreiches durch hunnische Foederaten des Feldherren Aetius im Jahr 436 entstammten. Attila hatte mit dieser Aktion nichts zu tun gehabt, aber sein Tod an der Seite Ildikos, der zukünftigen Kriemhild-Gudrun der Dichtung, ließ der Kriegergesellschaft den Zusammenhang so eindeutig erscheinen, dass Attilas Tod im alten Atli-Lied mit der Rache für den Überfall auf das Burgunderreich und das Ende seiner Könige verknüpft wurde. Der von Atli angeordnete Tod des Burgunderkönigs Gunnar in der Schlangengrube veranlasste dessen Schwester Gudrun zunächst dazu, dem Hunnenkönig die Herzen der gemeinsamen Kinder als Speise vorzusetzen:

„Deiner beiden Söhne blutige Herzen, Hüter der Schwerter, hast Du mit Honig gekaut. Menschenfleisch magst Du, Mutiger, verdauen, auf dem Sitz dann entsenden, was Dich gesättigt beim Bier.“ (Genzmer 1981, 37, 215)

Nachdem sie Attilas Schätze verteilt hatte, kam es erneut zu der aus früheren Texten bekannten Szene, wonach Attila, durch unmäßigen Alkoholenuss außer Gefecht gesetzt, von einer seiner Frauen hinterrücks ermordet wurde. Gudrun tötete dieser Erzählung zufolge aus Rache für die von ihrem Mann aus Goldgier umgebrachten Brüder den Hunnenkönig und zündet dessen Hof an:

„Sorglos war Atli, er hatte sinnlos getrunken; nicht hatte er Waffen, nicht wehrte er Gudrun [...] Blut gab mit dem Schwerte sie dem Bett zu trinken mit helgieriger Hand; die Hunde löste sie, trieb sie vors Tor, die Trunkenen weckte sie mit heißem Brande: so rächte sie die Brüder. Dem Feuer gab sie alle, die innen waren, den Bau der Budlung: Die Balken stürzten, die Schatzkammern rauchten, die Schildmaide innen sanken entseelt in sengende Lohe.“ (Genzmer 1981, 41, 215).

Der um 1200 im zweiten Teil des Nibelungenliedes zu epischer Breite entwickelte Untergang der Burgunder am Hofe Etzels, wie Attila in der mittelhochdeutschen Sprache genannt wurde, ist im alten Atli-Lied also deutlich vorweg genommen.

Zwischen Freigiebigkeit und Gier. Attila/Etzel in Nibelungen-Dichtung und christlicher Legende

Andreas Heusler hat in seinen Forschungen zu „Nibelungensage und Nibelungenlied“ mit einem Heldenlied-Modell die Entwicklung des Nibelungenstoffes von archaischen Dichtungen geschichtstradierender Intention bis zu ihrer Verschriftung im 13. Jahrhundert phantasievoll rekonstruiert und dabei den Dichter- und Sängerpersönlichkeiten an den Höfen der gentilen Könige besonders prägende Bedeutung zugebilligt, weil sie Geschichte erzählende Dichtung in gereimt-verfestigter Form über Jahrhunderte weiter getragen hätten. (Heusler 1965) Hans Kuhn machte demgegenüber die Weiterentwicklung von Heldensagenstoffen vor und außerhalb der Dichtung geltend, also in häufig veränderter und eben auch in prosaischer Form (Kuhn 1961), und erst unlängst bezweifelte Johan-

nes Fried in seinem 2004 erschienenen Buch „Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik“ die eigenständige, unabhängig von Schriftlichkeit tradierende Kraft mündlicher Überlieferung (Fried 2004, 255-291).

Um in dieser kontroversen Diskussion darüber, inwiefern schriftliche und mündliche Quellen jeweils unterschiedliche Aspekte der Erinnerung an Attila tradierten, größere Klarheit zu schaffen, lohnt es sich, den Blick noch einmal auf die historiographisch bezeugten Erinnerungen beim Begräbnis des reiternomadischen Herrschers im 5. Jahrhundert zu wenden. Hierfür soll wieder Jordanes mit seiner Darstellung von Attilas Bestattung in der Gotengeschichte das Wort haben:

„Mitten auf dem Felde unter seidenen Zelten wurden seine sterblichen Überreste aufgebahrt. Dann führten sie ein wunderbares feierliches Schauspiel auf. Die besten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolk ritten um den Platz herum, wo er lag, wie bei Zirkusspielen, und verherrlichten seine Taten in [Leichen]gesängen auf folgende Weise: ‚Attila, der Ehre, Beherrscher der Hunnen, Mundzucks Erzeugter, König kampfmütiger Völker, der wie kein anderer vor ihm Scythiens und Germaniens Reiche mit unerhörter Macht allein regierte, der beiden Römerreiche Schrecken, der Städteeroberer [...]. Nachdem sie ihn mit solchen Klageliern betrauert, feierten sie ihm auf seinem Grabhügel eine strava, wie sie es nennen, mit unermesslichem Trinkgelage, und indem sie Gegensätze miteinander verbanden, vermischten sie die Todesklage mit Äußerungen der Freude. Dann übergaben sie in der Stille der Nacht den Leichnam der Erde. Seinen ersten Sarg hatten sie aus Gold, den zweiten aus Silber, den dritten aus Eisen gefertigt; damit zeigten sie, dass alles dieses dem mächtigen König zukomme: das Eisen, weil er die Völker bezwang, Gold und Silber, weil er die Zierden beider Reiche erhalten habe; dazu legten sie durch Feindes Tod erbeutete Waffen, kostbaren Pferdeschmuck, strahlend von Edelsteinen aller Art, und mancherlei Ehrenzeichen, mit denen der Glanz des Hofes geziert wird. Und damit menschliche Neugier von so vielen großen Reichtümern ferngehalten werde, töteten sie – ein schrecklicher Lohn – die mit der Arbeit Beauftragten nach vollbrachtem Werk, und die Totengräber, wie den Begrabenen, überraschte ein plötzlicher Tod.“ (Mommsen 1882, XLIX, 256f., 124; Martens 1913, 85f.)

Preislieder waren demnach Bestandteil der Begräbnisfeierlichkeiten für Attila, und auch schon zu seinen Lebzeiten sind heroische Lieder an dessen Hof von Sängern vorgelesen worden. Davon berichtet Priskos, der im Jahr 450 als Angehöriger einer byzantinischen Gesandtschaft von Attila empfangen wurde. Der Hunnenkönig hatte die griechischen Gesandtschaftsangehörigen zu einem Gelage eingeladen und Priskos notierte detailliert die dabei verwendeten goldenen und silbernen Platten und Schalen, aber auch das Ritual und den Verlauf des Festes. (de Boor 1903, 143f.; Wolfram 1994, 197f.; Wirth 1999, 83f.) Sein Bericht endet mit der Schilderung des Auftritts von Sängern:

„Bei Einbruch der Dunkelheit wurden Fackeln entzündet. Zwei Barbaren traten vor Attila und trugen Lieder vor, darin sie seine Siege und seine Tapferkeit besangen. Alle Gäste schauten auf die beiden Sänger; die einen erfreuten sich am Gesang, die anderen begeisterten sich im Gedenken an die Kriege, die sie mitgemacht hatten, und wieder andere vergossen Tränen, weil sie altersschwach geworden waren und ihren Mut nicht mehr beweisen konnten.“ (Priskos, frgm. 8, 145, übersetzt von Doblhofer 1955, 54)

Der Bericht des Gesandten Priskos führt mit dem großen Gelage in Attilas Residenz in diejenigen Sphären ein, in denen jenes Attila-Bild entstanden sein wird, das noch im anfänglich zitierten Nibelungenlied des frühen 13. Jahrhunderts erhalten ist: das des großzügigen und freigiebigen Fürsten, an dessen Hof zahlreiche germanische Fürsten im Exil leben, die ihn verehrungsvoll Attila nennen, ein Diminutiv vom gotischen Wort *atta*, ihn also als Väterchen anreden. (Althelm 1955, 62) Schon im Hildebrandslied – überliefert in

einer Fuldaer Handschrift des 9. Jahrhunderts – wird der ostgotische König Dietrich-Theoderich als von seinem eigenen Hof vertrieben und bei Attila im Exil lebend vorgestellt. Seine Anhänger werden vom Herrn der Hunnen mit goldenen Armringen beschenkt:

„want her do ar arme, wuntane bouga, cheisuringu gitan, so imo se der chuning gap, huneo trohtin.“ (Braune/Ebbinghaus 1965, 85; Neumann 1984)

Das Motiv der zahlreichen gentilen Fürsten am Hunnenhof entspricht der von Jordanes historiographisch überlieferten Situation im Umfeld Attilas, wo sich Könige wie Ardarich, Widimir, Walamir, Thiudimir, der Römer Orestes und zahlreiche andere *logades* aufhielten. (Wolfram 1990, 259; Wolfram 1994, 199) Es sind diese auf die völkerwanderungszeitliche Realienwelt verweisenden Elemente der heroischen Dichtung, die zeigen, dass die mündliche Überlieferung, wie sie sich im Hildebrandlied, im älteren Atli-Lied und im Nibelungenlied verschriftlicht niedergeschlagen hat, zwar in Bezug auf handelnde Personen und geschichtliche Abläufe außerordentlich wandlungsfähig und entsprechend verformt sein kann (Reichert 2007, 350), die Beschreibungen der Kriegergesellschaft mit ihren Gelagen und ihrem Gabentausch dagegen bemerkenswert konstant blieben. Darauf mögen auch noch einmal einige Verse aus dem alten Atli-Lied aufmerksam machen. Als Högni (der Hagen von Tronje des Nibelungenliedes) vor den Versprechungen der Hunnen warnt, gibt er folgendes zu bedenken:

„Saalhäuser haben wir, sieben, voll Schwerter, ein Griff von Golde glänzt an jedem; herrliche Bogen, Brünnen von Golde, mein einer ist besser als alle der Hunnen; mein Kampfroß ist das beste, meine Klinge ist die schärfste, mein Helm und Schild die hellsten aus der Halle des Kjar.“ (Genzmer 1981, 7, 211)

Die goldenen Armringe aus Kaisergold, die Goldgriffschwerter aus der Halle des Kaisers und die mit Gold und Edelsteinen gefüllten Schatzkammern (Hardt 2004) gab es weder in der späten Karolingerzeit, geschweige denn unter den Ottonen oder Staufern und konnten dementsprechend von keinem Dichter dieser jüngeren Perioden erdacht werden. Solche Realienbeschreibungen gehören vielmehr in die Entstehungszeit der zur Geschichtstradition geschaffenen Lieder oder Dichtungen der Völkerwanderungszeit. Nicht in jeder Hinsicht also, wie Johannes Fried meinte, führt es in die Irre, „diesen Fabeln in irgendeinem Punkt Vertrauen zu schenken“ (Fried 2004, 289).

Welche entstellende Form der Erinnerung an Attila dagegen auch in genuin schriftlichen Überlieferungen zu finden ist, sei zum Abschluss am Beispiel von St. Ursula und den 11 000 Jungfrauen vorgestellt. Gemäß der seit dem 11. Jahrhundert verbreiteten Legende „Regnante domino“ wurde die Stadt Köln vor den Hunnen Attilas gerettet, weil sich eine ganz erstaunliche Geschichte abgespielt habe (Herberichs 2007, 359f.; Ristow 2007, 112). Ursula, eine britannische Königstochter, die sich auf dem taktischen Rückzug vor einem heidnisch-angelsächsischen Brautwerberprinzen befand, habe es in Begleitung von elftausend Jungfrauen auf elf Schiffen im Sturm nach Köln verschlagen, das zu dieser Zeit von den Hunnen belagert worden sei. Diese hätten sich zunächst auf die meisten der Jungfrauen gestürzt und viele von ihnen umgebracht. Ihr Fürst – *totius Europae victor, quem etiam Romanum tremuit imperium* (Regnante domino c. 15, nach Herberichs 2007, 360) – der „Sieger über ganz Europa, vor dem sich das Römische Reich fürchtete“, habe besonders Ursula begehrt, die ihre standhafte Verweigerung als Braut Christi mit dem Leben habe bezahlen müssen. Daraufhin seien den Hunnen so viele himmlische Krieger erschienen, wie sie vorher Jungfrauen umgebracht hätten, worauf Attila die Belagerung abgebrochen und sich zur Flucht gewandt habe. Die Kölner bestatteten die Jungfrauen und zeigen die Überreste ihrer Retterinnen in St. Ursula bis zum heutigen Tag.

Obwohl in *Regnante domino* der Name nicht genannt wurde, ist doch deutlich, dass der Mörder der Jungfrauen nur Attila gewesen sein konnte, wie es auch jüngere Kölner Stadtchroniken explizit zum Ausdruck bringen. Die dem früheren Mittelalter zuzuweisende sogenannte Clematius-Inschrift in St. Ursula verkündet, die Kirche sei dort errichtet worden – *ubi sanctae virgines pro nomine Christi sanguinem suum funderunt* – wo die heiligen Jungfrauen ihr Blut für den Namen Christi vergossen hätten. (Herberichs 2007, 360; Ristow 2007, 111f.) Seit der Karolingerzeit wurden aus zunächst wohl elf Märtyrerinnen durch verlesene Epigraphik (statt „m“ für martyres „m“ für milia) derer 11 000 (Herberichs 2007, 360), und weil die Kirche St. Ursula innerhalb eines spätantiken Gräberfeldes errichtet worden war und bei Erweiterungsbauten und sich häufenden gezielten Nachgrabungen immer neue Gebeine zutage traten (Ristow 2007, 113), konnte es gar nicht anders mehr verstanden werden: An Rhein und Mosel, wo das goldgierige und grausame Attila-Bild burgundischer Dichter schon im Metzger Bischofskatalog des Paulus Diaconus seinen Niederschlag gefunden hatte (Pertz 1829, 262f.), konnte es nur der Hunnenkönig gewesen sein, der die elf bis elftausend Jungfrauen auf dem Gewissen hatte.

Die Weiterentwicklung des Ursula-Stoffes (Herberichs 2007, 362–364) soll hier nicht geschildert werden. Stattdessen soll ein vorläufiges Resümee zur Veränderung und den unterschiedlichen Formen der Erinnerung an Attila im europäischen Früh- und Hochmittelalter gezogen werden.

Fazit

Attila ist sicher noch deutlich vor Dschinghis Khan der Inbegriff eines steppennomadischen Herrschers in der geschichtstradierenden Überlieferung des europäischen Mittelalters. Dabei werden unterschiedliche Attila-Bilder deutlich. Die römisch-byzantinische Historiographie würdigte Attila als barbarischen Fürsten mit großen militärischen Fähigkeiten, war aber auch darum bemüht, dessen Verschlagenheit und Hinterlist zur Erklärung seiner Erfolge deutlich zu machen. In christlicher Geschichtsschreibung und Hagiographie wird er zum strafenden Instrument Gottes, zum *flagellum dei*. Die mündliche Tradition insbesondere wohl ostgermanisch-gotischer und später bairisch-oberdeutscher Gruppen überliefert seinen Hof als Heimstatt zahlreicher gentiler Könige und als Ort großer Freigiebigkeit und Festlichkeit. Den Tod in der letzten Hochzeitsnacht interpretierten Marcellinus Comes und andere römische Geschichtsschreiber als Mordanschlag im Auftrag des römischen Heermeisters Aetius; mündliche Überlieferung wohl burgundischen Ursprungs wandelte sein Ende neben der grimmigen Ildiko (Kriemhild) zur blutrünstigen Rache für deren burgundische Brüder und trug nicht nur das Bild vom gold-, sondern in jeder Hinsicht gierigen Attila in den europäischen Norden.

Bibliographie

- Altheim, F. (1955) *Reich gegen Mitternacht. Asiens Weg nach Europa*. Rowohlt's deutsche Enzyklopädie. Hamburg: Rowohlt.
- De Boor, C. (Hg.) (1903) *Excerpta historica iussu Imp. Constantini Porphyrogeniti confecta*. Bd. 1 Excerpta de legationibus, Pars II. Berlin: Weidmann.
- De Boor, H. (Hg.) (1979) *Das Nibelungenlied*. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch. Wiesbaden: F. A. Brockhaus.
- De Boor, H. (1963) *Das Attila-Bild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Braune, F./Ebbinghaus E. A. (Hg.) *Althochdeutsches Lesebuch*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Doblhofer, E. (Hg.) *Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren*. Aus den Excerpta de legationibus des Konstantinos Porphyrogennetos ausgewählte Abschnitte des Priskos und Menander Protektor. Byzantinische Geschichtsschreiber IV. Graz/Wien/Köln: Styria.
- Fried, J. (2004) *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorie*. München: Beck.
- Genzmer, F. (Hg.) (1981) *Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen*. Übertragen von Felix Genzmer und eingeleitet von Kurt Schier. Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Herberichs, C. (2007) Die Jungfrau und der Hunnenkönig. Attila in der Ursula-Legende. In: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hg.), *Attila und die Hunnen*. Begleitbuch zur Ausstellung. Stuttgart: Theiss.
- Heinzle, J. (2005) *Die Nibelungen. Lied und Sage*. Darmstadt: Primus.
- Hardt, M. (2004) *Gold und Herrschaft. Die Schätze europäischer Könige und Fürsten im ersten Jahrtausend*. Europa im Mittelalter 6. Berlin: Akademie.
- Hardt, M. (2007) Nomadische Gier nach Gold: Jahrgelder, Burgundenuntergang und Awarenschatz vor dem Hintergrund einer mobilen Lebensweise. In: Weiß, A. (Hg.) *Der imaginierte Nomade. Formel und Realitätsbezug bei antiken, mittelalterlichen und arabischen Autoren*. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert.
- Heusler, A. (1965) *Nibelungensage und Nibelungenlied. Die Stoffgeschichte des deutschen Heldenepos*. Dortmund: Ruhfus.
- Kuhn, H. (1961) Heldensage vor und außerhalb der Dichtung. In: K. Hauck (Hg.) *Zur germanisch-deutschen Heldensage. Sechzehn Aufsätze zum neuen Forschungsstand*. Wege der Forschung 14. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Martens, W. (Hg.) (1913) *Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte. Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit*, 2. Gesamtausgabe, Bd. 5. Leipzig: Verlag der Dykschen Buchhandlung.
- Mommsen, Th. (Hg.) (1882) *Jordanes, Getica. MGH AA V*, 1. Berlin: Weidmann. Ndr. 1982: 53-138.
- Mommsen, Th. (Hg.) (1894) *Marcellinus Comes, Chronicon. MGH AA XI*. Berlin: Weidmann. Ndr. 1981: 37-108.
- Neumann, F. (Hg.) (1984) *Das Hildebrandslied*. Faksimile der Kasseler Handschrift mit einer Einführung von Hartmut Broszinski. Kassel: Johannes Stauda und Gesamthochschule Kassel.
- Pertz, G. H. (Hg.) (1829) *Pauli Warnefridi Liber de Episcopis Mettensibus. Monumenta Germaniae Historica Scriptores II*. Hannover: Hahn.
- Pohl, W. (2002) *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer.
- Reichert, H. (2007) Attila in altnordischer Dichtung. In: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hg.), *Attila und die Hunnen*. Begleitbuch zur Ausstellung. Stuttgart: Theiss.
- Ristow, S. (2007) *Frühes Christentum im Rheinland. Die Zeugnisse der archäologischen und historischen Quellen an Rhein, Maas und Mosel*. Köln/Münster: Aschendorff.
- Wolfram, H. (1990) *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*. München: Beck.
- Wolfram, H. (1994) *Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter*. Siedler Deutsche Geschichte – Das Reich und die Germanen. Berlin: Siedler.

Matthias Hardt, Historiker und Archäologe, Fachkoordinator für mittelalterliche Geschichte und Archäologie am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig. Arbeitsschwerpunkte: Politische Geschichte und Wirtschaftsgeschichte des frühen und hohen Mittelalters; Siedlungs- und Kulturgeschichte Ostmitteleuropas im Mittelalter
E-Mail: hardt@rz.uni-leipzig.de



Ein Kampf um Ordnung. Europa, die Steppe, die Leinwand und das Nichts

A Struggle for Order. Europe, the Steppe, the Movie Screen, and the Void

Alfrun Kliems / Mathias Mesenhöller

Abstract

Analysing five Eastern European History films that in one way or another are set in the steppe, this essay suggests that there is an intricate connection between setting and narrative structure. The historical “Steppe” appears as a projection screen that invites a conversion of the historical material into myths of utopian, or dystopian, content. Thus, the steppe movies under scrutiny deal with “struggles for order” in a very basal sense: that is, for order as such versus existential nothingness. This mythopoetic potential of the steppe topos appears to rely on the established and densely connoted meta-narrative of East vs. West, while its actualisation seems to be provoked by an encompassing consciousness of historical discontinuity. In this, the historical steppe film shows a certain congruency with the emplotment of the American Western, albeit in a more radical, or existential, fashion. This holds true for all the films under consideration, notwithstanding the specific differences of message due to their context of production.

Keywords: Historienfilm; Osteuropa; Steppe; Imagination; Ordnung

Die Steppe ist endlos, die Leinwand ist dunkel. Beide wollen belebt werden. Das heißt, beide Projektionsflächen – der vermeintlich leere, längst kulturüberzogene Naturraum wie das technische Artefakt – „wollen“ natürlich gar nichts: Es ist der Wille des Projizierenden, der sie bebildert. Hat er mit der Leinwand ganz wörtlich eine leere Fläche für seine Erzählung, so entwerfen auch die im Folgenden erörterten Filme die Steppe auf spezifische Weise als eine tabula rasa: einen Ort der Nicht-Ordnung, ein vor – oder außerhalb – der Geschichtsschöpfung liegendes Tohuwabohu. Es ist diese Kongenialität von Topos Steppe und Medium Film, die den besonderen Reiz des Steppengenres ausmacht.

Die Steppe dient in allen betrachteten Filmen als ein doppeltes Nichts oder eine zweifache Utopie. Erstens lässt sich in Imaginationen von Steppe nahezu alles unterbringen: das Eigene und das Fremde, das Gute und das Böse, das Heimliche und das Unheimliche, Traum und Albtraum – und in fantasygleicher Verabsolutierung oder Reinheit gegeneinander setzen. Das muss nicht notwendig ambivalenzfrei geschehen; es hat aber durchgängig den über-ausgestellten, didaktischen Zug des Mythos, verstanden als eine ins Symbolische verdichtete Erzählung aus der Vergangenheit, die im Verlauf der Geschichte zur „Kulturwahrheit“ mutiert.

Zweitens eignet der Steppe darüber stets etwas Aufhebendes, eine nachgerade existenzialistische Macht der Entdifferenzierung und Radikalisierung, eine Aura von Verschlingung und Vernichtung. Die Steppe ist nicht wirklich Land wie der Acker, die grasbestan-

denen Weiden oder sogar der Wald. Sie steht als Landschaftschiffre dem Meer oder der Wüste näher, deren Endlosigkeit, Leere und Flüchtigkeit, vor allem Spurenlosigkeit ans Fundamentale rührende, oft quasi-religiöse Reflexionen provoziert hat (Schmitt 1942; Schmitt 1950; Zadencka 2002).

Obwohl die Filmbeispiele territorial und historisch verankert sind, geht es kaum je um den bestimmten Ort und Zeitpunkt allein, sondern um die Explikation einer überzeitlichen Seins-Erzählung in einem faktisch deprofilieren Kampf-, Erprobungs- und Gründungsraum – um zivilisatorische Extraterritorialität.

Es stellt sich nun die Frage, wo „Steppe“ liegt, oder anders gewendet: Welche Filme wir in Betracht gezogen haben. Es handelt sich um eine Vorauswahl für ein größeres Projekt, zu dem die Anregung aus der Beobachtung stammt, dass der allgemeine (Wieder-)Aufschwung des Historienfilms auch in Ost- und Ostmitteleuropa stattgefunden hat, hier vertreten durch Gábor Koltays *Honfoglalás* (Landnahme, Ungarn 1996) und Jerzy Hoffmans *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert, Polen 1999) – denkbar wären aber auch Mikola Maščenkos *Bogdan-Zinovij Chmel'nickij* (Ukraine 2007) oder jetzt Vladimir Bortkos *Taras Bul'ba* (Russland 2009). Es fällt zunächst auf, dass diese Produktionen ein bestimmtes ikonographisches Repertoire bedienen: Kosaken, Krummsäbel, Zöpfe, Pferde und Weite. Vergleichbar dem populären Western mit seinen Colts, Hüten und Canyons ist das erste Signal die Ausstattung. Sie scheint einen Gegenstand zu markieren, der dem Steppenfilm als Euro-Eastern ebenso unscharf-gewusst vorausliegt wie dem Western „der Westen“. Das verweist auf ein Zweites. Ähnlich wie „der Westen“ von einer überaus geschichtsmächtigen Meistererzählung getragen wird, der der frontier, sattelt „die Steppe“ auf dem Großnarrativ von „Ost und West“ auf. Was und wo, wann und wie auch immer die Steppe ist, ihre konkrete Erzählung im Film hat zur Funktionsbedingung diese – unbestimmte, höchst plurale, umstrittene und dennoch (oder deshalb) zur diskursiven Tektonik gehörige – Annahme, dass sie im „Osten Europas“ liegt – oder im „Westen Asiens“. Wobei das eine, wie sich zeigen wird, geographisch Kerneuropa, das andere Nordasien sein kann.

„Steppenfilm“ so gefasst erlaubt es nicht zuletzt, der Beobachtung zeitgenössischer Muster filmhistorische Tiefenschärfe zu geben und zu dem Zweck auf zwei Klassiker des Zwischenkriegskinos zurückzugreifen, die auf den ersten Blick nicht zum Sujet gehören – sich auf den zweiten jedoch um so erheller einpassen und deshalb am Auftakt der Analyse stehen: Fritz Langs *Kriemhilds Rache* (Deutschland 1924) und Sergej Eisensteins *Aleksandr Nevskij* (Sowjetunion 1938). Ein Steppenfilm sans phrase wiederum ist Sergej Bodrovs vergleichsweise aktuelles *Dschingis Khan-Epos Mongol* (Russland 2007), das die Ost-West-Thematik wohl am subtilsten aufbereitet.

Bei allen Filmen handelt es sich um Publikumserfolge, bei ihren Regisseuren um Großmeister ihrer jeweiligen lokalen Industrie. Markieren Lang und Eisenstein gewissermaßen den Anfang des gedrehten Geschichtsdramas, fügen sich Koltay, Hoffman und Bodrov in die aktuelle Konjunktur des Historienfilms, wobei andernorts Antike und Mittelalter dominieren, wie in den Kinoerfolgen *Braveheart* (USA 1995), *Gladiator* (USA u.a. 2000), *Troy* (USA u.a. 2004), *Alexander* (USA u.a. 2004) und *Kingdom of Heaven* (USA u.a. 2005). Die Frühe Neuzeit scheint hingegen dem Frauenfilm vorbehalten: Seine Protagonistinnen reichen von Elizabeth (UK 1998) über Marie Antoinette (USA 2006) hin zu aktuell Erzsébet Báthory in *July Delpys The Countess* (Frankreich/Deutschland 2009) – angesiedelt in Ostmitteleuropa und damit eine Ausnahme.

Diese Produktionen – und so auch unsere Beispiele – sind explizit populäres Erfolgskino. Verallgemeinernd: Sie übersetzen epische Vergangenheit in „pure Präsenz“ (Osterkamp 2008), zielen auf ein Massenpublikum, folgen als Kostümfilm oder heritage cinema

den Gesetzen des Mainstream und bieten Lesarten von Geschichte, die historische Ausstattung und Zeitgeschmack amalgamieren, ihre Figuren modern psychologisieren, mit einem bescheidenen Zeichensatz auskommen, eher Bekanntes bestätigen und emotional unterlegen. Sie „empfehlen sich dem Publikum in der Regel durch verschiedenartige Identifikationsangebote nationaler, religiöser, ethnischer und geschlechtsspezifischer Art und verhalten sich den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen des Produktionslandes gegenüber systemkonform“ (Wieber 2007, 37). Wie der Antikenfilm kennt etwa der Mittelalterfilm kein globales Mittelalter, sondern nur die Bebilderung eines jeweils überlieferten Ideologiepotenzials. Damit hat der moderne Historienfilm das Erbe des historischen Romans des 19. Jahrhunderts angetreten (Scharff 2007, 66).

Ein historischer Erfolgsroman, Henryk Sienkiewiczs *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert, 1883/84), liegt denn auch Jerzy Hoffmans hier behandeltem, gleichnamigem Filmepos zugrunde. Sucht man nach einem deutschsprachigen Pendant an Einschlägigkeit, teils auch hinsichtlich der limitierten ästhetischen Mittel, bietet sich Felix Dahns *Ein Kampf um Rom* (1876) an. Die instruktive Pointe liegt darin, dass sich „Rom“ als die lateinisch-europäische Ordnungs-Chiffre schlechthin lesen lässt. Dem populären historischen Roman und seinem strukturellen Erben, dem kommerziellen Historienfilm, geht es nicht um Aufklärung oder Verunsicherung, sondern um Unterhaltung durch Selbstvergewisserung. Das verbindet beide mit der ursprünglichen Ratio moderner Geschichtsbeachtung überhaupt, mit deren Anliegen einer Sinnstiftung angesichts ungewisser, offener Zukunft. Und nicht zuletzt: Es verbinden sie Phantasien von Ordnung.

Im Fall der Steppenfilme erscheint dieses Ringen, widergespiegelt im Kampfgeschehen auf der Leinwand, spezifisch radikalisiert. Den zu behauptenden sozialen, politischen und symbolischen Ordnungen stehen nicht konkurrierende Konzepte entgegen wie die englische Monarchie in *Braveheart*, die Ritterlichkeit Sultan Saladins in *Kingdom of Heaven* oder der Reigen höfischer Neider und katholischer Feinde in *Elizabeth*. Ihre Kontrastimagination sind vielmehr verabsolutierte Sinnleere und Untergang, ist paradigmatisch der Tod als Auflösung aller Ordnung, wie in *Kriemhilds Rache*. Die Erzählungen handeln durchgängig nicht einfach von Kampf und Krieg, sondern von Vernichtungskämpfen: Es stehen nicht „nur“ das Glück eines Helden, die Freiheit oder ein Außenposten auf dem Spiel, sondern kaum je weniger als das politische und/oder physische Überleben der Wir-Gruppe.

Das korrespondiert mit der angesprochenen existenziellen Aufladung der Raumchiffre *Steppe*, denn allemal transportieren die Filme einen basal-mythischen Umgang mit bedrohlicher Leere. Für den Moment dahingestellt sei, ob es sich um ein Kennzeichen von (moderner) Steppenimagination generell handelt, das nur im Film besondere Sichtbarkeit erlangt, oder ob diese Phantasien spezifisch mit der Eigenart des Mediums Film interagieren – ob also die Kongenialität zwischen Topos und darstellerischem Mittel angelegt oder kontingent ist. Die folgenden Einzelanalysen stellen, wie gesagt, Studien zu einer weitergespannten Untersuchung dar und haben stark skizzenhaften Charakter.

Die Steppe als Un-Ort: Fritz Lang, *Kriemhilds Rache* (Deutschland 1924)

Mit selbst schon archaischer Krudheit setzt Fritz Lang in seinem monumentalen Stummfilm-Epos *Die Nibelungen* von 1924 „Europa“ gegen „Steppe“. Über Lang, sein Werk und den ideologischen Gehalt des „dem deutschen Volke“ zugeeigneten Films ist viel gesagt worden, das hier nicht in Gänze wiederholt werden muss (klassisch: Kracauer

1984, 100-104). Die Nibelungen bilden den Ausgangspunkt für unsere Überlegungen, weil sie eben in dieser Zuspitzung paradigmatisch erscheinen – und diese Zuspitzung auf prägnante Weise ins Bild gesetzt wurde. Nicht nur Langs Imagination der Begegnung von Burgunden und Hunnen, sondern vor allem seine expressive Bildsprache kreisen nachgerade monomanisch um das Thema von Ordnung, Unordnung, Ordnungsverlust beziehungsweise -vernichtung. Im zweiten Teil des Langschen Epos, Kriemhilds Rache, trifft germanischer ordo auf hunnische Strukturlosigkeit – und lebt in ihr die eigene innere Unordnung aus, bis auch der letzte Burgunde, in diesem Fall die letzte Burgundin, am Boden liegt. Der Zug in die Steppe erweist sich wörtlich als ein Gang aus der Welt ins Nichts.

Mit nachgerade pedantischer Konsequenz verfolgt Lang das germanische Ordnungsversprechen von der Choreographie der Sequenzen über den Bildaufbau in die Ausstattung: Seine Burgunden bewegen sich gleichen, gemessenen Schritts in geschlossenen Formationen durch symmetrisch komponierte Bilder. Symmetrien, die gerade Linie, der Zirkel dominieren ihre Architektur und die Ornamentik der Gewänder. Ihre Schilde stehen in Reih und Glied – und noch die Toten sind später in strenger Reihe aufgebahrt.

Mit derselben Konsequenz wird die hunnische Dystopie als vollkommen metrielose Lebensform inszeniert: krause Linien, unvollendete Muster, unförmig-ungeschlachte Accessoires prägen die Dingwelt. Dezentrierte Einstellungen zeigen ungebärdig juchzende, halbnackte Krieger, sattellos reitend, affenhaft vom Baum springend, ekstatisch „tanzend“. Ihre Erdhöhlen erinnern an Termitenhügel, „Wimmeln“ und „Wuseln“ sind die unvermeidlichen Assoziationen.

Bei Fritz Lang ist die Steppe das grundsätzlich Andere, eine außerzivilisatorische, wenn nicht akulturelle Untermenschenwelt. Doch mildert zunächst das einschlägige Motiv des „Edlen Wilden“ den abstoßenden Effekt. Lang verleiht dem Hunnenkönig Etzel überaus menschliche Züge: Etzel kann sich überwältigt zeigen von der Schönheit Kriemhilds, wiegt zärtlich seinen Sohn, betrauert später fassungslos sein erschlagenes Kind und muss am Ende kapitulieren, weil die Liebe Kriemhilds doch immer nur einem Toten gehörte, Siegfried. Einem Toten: Der Film nutzt die romantische Veredelung des Barbarenkönigs zur Anklage der Ordnung, macht ihn zum Kommentator. Dazu muss Etzel beweglich sein: Er ist die einzige männliche Figur, die im Film eine Entwicklung zeigt und damit ein Moment der Offenheit in das mechanisch abspulende Fatum bringt. Erst nach der Abschachtung seines Sohnes heißt er das Gemetzel gut – und wünscht dennoch verzweifelt sein Ende. Er allein verliert die Fassung angesichts des Schreckens, den der Geist der „Kultur“ über alle bringt: Zivilisierte wie Barbaren. Und er wird von Burgunden wie Hunnen gleichermaßen verachtet und verlacht, von den einen als Barbar, von den anderen als Schwächling, der der „weißen Frau“ verfallen ist. Etzel ist keiner von diesen und keiner von jenen, sondern die Instanz, die auf den Kern des Geschehens hinweist.

In einigen wenigen Einstellungen nutzt Lang die gängigen Konnotationen der Steppe, ihre Weite und Unendlichkeit. In ihnen liegen denn auch Western-Anklänge zutage. Lang braucht also im Grunde die Steppe nicht als Bild eigenen Rechts. Gleichwohl ist das Hunnenvolk bei ihm nicht primär das Bedrohliche, Feindliche, nicht einmal das Unheimliche – auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag. Ihr Land jedoch funktioniert als ein folienhafter Un-Ort, ein passiver Spiegel, der ein inneres Chaos reflektiert: das der Nibelungen, in deren Heimat ja der Ursprung für die sich entfaltende Vernichtung liegt. Diese Selbstbedrohung wird in manischen Akten und Zeichen der Ordnung mühevoll zurückgedrängt, aber nicht eingedämmt. Im Chiffren-Ort „Unland“ lebt sie sich schließlich aus. Der im doppelten Sinne namenlose Schrecken – kein Hunne bis auf Etzel und seinen Bruder hat einen Namen – ist das im Selbst beschlossene Schicksal.

Entsprechend bedarf es schließlich eines „unritterlichen“ – anonymen – Feuers und des Ostgoten Dietrich von Bern, die Burgunden zu bezwingen, bevor Kriemhild ihre Rache übt: Die Enthauptung Gunthers geschieht faktisch durch seine Schwester. Die Hunnen erweisen sich allenfalls als Kriemhilds verlängerte Hand, sind nicht mehr als Instrumente, Bild-Werkzeuge. Kriemhilds letztes Bekenntnis ist, dass sie nie einem anderen als Siegfried gehört habe – also auch der Steppe nie angehört hat. Die Maschinisierung Kriemhilds, ihre Verwandlung von der sanft Liebenden, einem weichen Kontrapunkt zur orthogonalen Burgunderordnung im ersten Teil der Nibelungen, dort noch weißgewandet und blondbezopft, zum dunklen, abgehackt agierenden und in statische Bilder gefassten Racheengel ist eine intrinsische Entwicklung.

Kriemhilds Wandlung ist zugleich der zweite Grund, aus dem Lang die Figur des Etzel in sich beweglich halten muss: um die eigentlich bewegende Kernfigur des Nibelungendramas spiegeln zu können. Eigengewicht freilich haben letztlich weder Etzel noch die Steppe. Sie ist nur das Nichts, in das die Ordnung sich wirft.

Dieser Selbstentwurf ins Nichts, der Austritt aus der Ordnung als Abtretung der Macht an ein inneres Nichts wird durchgängig im Austritt aus der Religion signifiziert, also aus der letzten basalen Ordnung. Kriemhild weist den Priester von sich, schwört dezidiert auf das Schwert, nicht auf das Kreuz. Und als ihr der Mörder ihres Kindes, Hagen, im Finale gegenübersteht, schleudert er ihr das Kreuz, hier in Gestalt seines Schildes, buchstäblich vor die Füße. Lang verhandelt keine fassbare Katastrophe an einem Ort, zu einer Zeit, sondern inszeniert einen im Wortsinn absoluten, abgelösten Monumentalabfall vom Menschlichen.

Eben dies ist ihm vorgeworfen worden: Er habe das Ornamentale bis zum Exzess an „Langweiligkeit“ über das Menschliche gestellt (R. M. Hardt nach Wirwalski 1994, 33). Man könnte auch formulieren, er habe die Geschichte restlos mythisiert. Indes weist gerade diese Restlosigkeit der Geschichtsvernichtung die Potenziale des Historienfilm-Topos Steppe aus – und damit auf das Folgende voraus.

In-Between: Sergej Eisenstein, Aleksandr Nevskij (Sowjetunion 1938)

Erst die Deutschen, dann die Tataren: Zwischen diesen zwei Mühlsteinen, heißt es in Sergej Eisensteins Aleksandr Nevskij, droht Russland zermahlen zu werden. Eisensteins 1938 in die sowjetischen Kinos gelangter Film handelt von der Befreiung aus dieser Umklammerung durch den historischen Sieg des Fürsten Aleksandr Jaroslavič (Nevskij) über die aus Estland auf Novgorod vordringenden Deutschritter 1242 in der Schlacht auf dem zugefrorenen Peipussee. Als solcher ist der Film bekannt geworden. Doch beginnt das Epos mit Bildern von der anderen Backe der Zange, von der mongolischen Verwüstung der Rus', die nun – Novgorod ausgenommen – unter der Tributherrschaft des Khans steht.

Die Begegnung, mit der der Film beginnt, findet zwischen Nevskij und Asien statt. Sie hat wenig Überraschendes zu bieten, die Klischees sind vertraut: Pastorale und Reckentum auf der einen Seite, offener Blick, Stolz, Vaterlandsliebe und mühsam zurückgehaltener Trotz – auf der anderen Korruption, Verschlagenheit, Peitsche und „asiatische“ Despotie, der gemäß dem Mongolenfürst ein Krieger zur Trittstufe in seine grobschlächtige Prachtkarosserie dient.

Bemerkenswert ist, dass Eisenstein für seinen Film ein Ende vorgesehen hatte, das an diesen Einstieg anschließen sollte, eine Vision des im Westen siegreichen Nevskij auf

dem Kulikovo Pole, wo Dmitri Donskoj 140 Jahre später – 1380 – die Mongolen schlagen wird. Das allerdings fiel bei den Kunstfunktionären als zu komplex durch.

Also geht es gar nicht um „Europa und die Steppe“, sondern um „Russland und die Deutschen“? Die Kritiker sahen es anders: Sie warfen Eisenstein angesichts seiner Szenarien vor, Russland als karges Ödland steppenhaft darzustellen, statt als „fruchttragende, ernährende Mutter Erde“ (Schenk 2004, 369). Genau darin liegt die Pointe: Eisenstein siedelt das heilige Russland in der Steppe an, wählt die Option einer historiosophischen Selbstversteppung. Was bei Fritz Lang ein Un-Ort war, ist hier eine tabula rasa, auf der eine neue und eigentümliche Ordnung entstehen kann – eine Ordnung in-between, zwischen zwei Zivilisationen, die zugleich radikale Gegenpole markieren.

Ein korruptes, despotisches Asien mag als Feind, als Zerstörer der alten Rus' und Unterjocher ihrer Völker fungieren. Das Augenmerk des Films richtet sich aber auf „die Deutschen“. Dabei wirken Eisensteins Deutschordensritter wie eine ins Hypertrophe getriebene Variation auf Langs Germanen: Der Schildwall, die Panzer, die Ordnung der Reihen, ja selbst die statisch-graphische Inszenierung der Einstellungen operieren mit der Langschen Ikonographie, gleichsam als Replik – eine mehr als scharfe Replik, denn die Ordnung ist eine tödliche. Signalisiert schon die Helmzier der Ordensführer das Dämonische dieses Ordnungsfurors, und stellen die stahlhelmbewehrten Mannschaften den unmissverständlichen Zeitbezug her, so ist ihr Handeln an mechanischer Bestialität nicht zu überbieten: Unter dem Segen fanatischer Priester einer pervertierten Religiosität machen sie die Männer nieder, vergreifen sich an den Frauen und verbrennen sogar Kinder.

Der Orden ist das absolute, ambivalenzlose Böse auf einem Vernichtungsfeldzug, und so spricht es sein Führer auch aus, wenn er auf das Vokabular von „ausmerzen“ und „Ungeziefer“ zugreift. Im Vergleich zu den Killermaschinen aus dem Westen erscheinen die Tribut- und Sklavenjäger des Khans geradezu umgänglich. Bei zeitgenössischen sowjetischen Kritikern hat das dem Film auch den Vorwurf eingetragen, derlei Grobzeichnung wirke lächerlich – und das täte sie wohl auch, wäre nicht Eisensteins Höllen-Vision drei Jahre später von der Realität überholt worden. Die Bilder verstören trotz ihrer narrativen Einfalt, weil der nachgeborene Zuschauer sie kaum mehr anders denn als apokalyptische Prophetie lesen kann.

Dagegen nun Eisensteins Selbstentwurf Sowjetrusslands. Die in Aleksandr Nevskij imaginierte Gemeinschaft ist nicht nur mächtegeographisch in-between, sondern auch ihrem kulturellen Profil nach. Sie stellt ein gelingendes „Sowohl-als-auch“ dar, eine gute, man ist versucht zu sagen: „dialektische“ Synthese. Zur Illustration sei es hier bei einem Blick auf die die Orchestrierung der Figuren belassen. Der mongolisch-germanische – oder asiatisch-europäische – Prinzipiengegensatz von dämonischer Ordnung und despotischer Unordnung wird wieder aufgegriffen in den Figuren der Novgoroder Recken Vassilij Buslaj und Gavriilo Oleksič. Sie werben um dieselbe Frau, das Mädchen Olga, sind beide große Kämpfer – der eine jedoch ein fröhlicher, etwas bruderleichtfüßiger Geselle mit angedeuteter Narrenkappe, der andere streng, sittsam, ein Grübler. Auf dem Wege der Individualisierung ins Menschliche abgemildert, reflektieren sie die Dichotomie der „Russland“ feindlich umklammernden, es in einen Existenzkampf zwingenden Prinzipien. Insofern damit zugleich zwei archetypische Seinsweisen verhandelt werden, nämlich Dionys und Apoll, trägt der Konflikt auch hier eine menschheitliche, eschatologische Aufladung, ein mythisches Potenzial, das über die Verteidigung – oder Errichtung – einer eigenen Ordnung und damit über das Historische grundsätzlich hinausweist.

Denn während im Anderen das Schlitzohrige beziehungsweise das Unerbittliche je radikal vereinseitigt auftreten, lebt beides im russischen Verteidigungskollektiv gleich stark nebeneinander. Und mehr als das: Sein Streit kann aufgehoben werden, indem neben die

unschuldig-sanfte Olga als Komplement eine Kriegerin tritt, die im siegreichen Kampf gegen die Deutschen zugleich das Herz Buslajs erobert. So steht am Ende eine ausgewogene Ordnung, der auf der politischen Ebene Nevskijs „feste Hand“ bei seiner gleichzeitigen Milde, Gerechtigkeit und – nach gewonnener Schlacht – Sinn für Ausgelassenheit entspricht. Die Ordnung, die Eisenstein in der von Fremden verheerten Steppe entstehen lässt, ist eine des Ausgleichs, der Versöhnung – die Ordnung eines humanen in-between, das die Extreme aufhebt. Dabei ist sie selbst jedoch radikal, insofern – scheinbar paradox – diese Ordnung im Film als eine universale, alternativlose codiert wird. Eisensteins Geschichtsvernichtung zugunsten des Mythos geht nie so weit wie Langs Geschichtsvernichtung. Sie folgt ihr aber im Phantasma des Eschatologischen.

Die Steppe als Ur-Ort: Gábor Koltay, Honfoglalás (Ungarn 1996)

Honfoglalás (Landnahme) handelt die Einung und Abwanderung der Magyarenstämme unter Großfürst Árpád aus der Südukraine und ihre Niederlassung im Karpatenbecken am Ausgang des 9. Jahrhunderts. Steppe fungiert hier als pastoraler Ursprungsort, eine vor- und damit abermals außergeschichtliche Heimat, deren archaische Ordnung in einem Vertreibungsakt zerstört wird, damit der historische Telos einer national veredelten Ordnung sich in „Europa“ erfüllt.

Das ist – selbst im Vergleich zu Lang oder Eisenstein – vergleichsweise hausbacken und stellt die klassische, von der Nationalismusforschung ad nauseam dekonstruierte Erzählung unbeeindruckt wieder her. Dem entspricht freilich eine kaum minder frappierende Antiquiertheit, ja Armut der ästhetischen Mittel – frappierend insbesondere bei einer Produktion, die den Etat der ungarischen Filmförderung im Entstehungsjahr spürbar belastet hat. Landnahme mutet dem Zuschauer ein unkonzentriert abgefilmtes Mittelalter-Camp zu. Apart frisierte Nomaden, an deren reinlichen Kostümen man unentwegt Bügelfalten vermutet, hüten zutrauliche Schafe. Weiß strahlende Jurten zieren eine frisch gemähte Steppe und in eben gekauften Kesseln kocht wahrscheinlich nichts als Wasser. Das Pathos letzter und vorletzter Worte, die gestelzten Dialoge klingen nach Lex Barker als Old Shatterhand an der Seite von Marie Versini als Winnetous sterbender Schwester Nscho-tshi, nur dass sie mehr auf Formeln gedampftes historisches Basiswissen vermitteln. Kurz, filmsprachlich fehlt all das, was den aktuellen Mittelalterfilm ausmacht: die Authentizitätsbehauptungen des Drecks und der Abgerissenheit, der detailversessenen, rohen Gewalt, der Glanz der Burgen, der keiner ist, und nicht zuletzt ein angry young man und passend zu ihm eine eigenständige, Identifikation heischende Frauenfigur. Statt „Lebensfrische der Vergangenheit“ und „Überwältigungsästhetik“ (Osterkamp 2008) bietet der Film ein visualisiertes Schulbuch der selbst schon überholten Art. Nichtsdestoweniger hatte der Streifen einigen Erfolg zumal im Fernsehen, vor allem aber bietet er instruktive Hinweise zum mythopoetischen Spielraum des Steppenfilms.

Landnahme handelt eine Vertreibung aus dem Paradies als Reise zu sich selbst. Die „Landnahme“ der Magyaren in „Europa“ wird ernötigt vom Druck der Petschenegen auf die friedlich an der Wolga lebende, im vorstaatlichen Naturzustand locker verbundene Stammesgesellschaft. Zwar ist die pastorale Steppe hier das Ur-Eigene, eine Idylle aus Wischblenden und Landschaftspanoramen. Doch „dahinter“ beginnt eine „wahre“, „andere“ Steppe, eben das wilde, auf Beutezügen streifende Petschenegenvolk – des Naturzustands dunkle Seite, der homo homini lupus.

Unter dem – abermals – existenziellen Ansturm nun zerbricht die archaische Ordnung nicht, hier inszeniert als eine Kultur der Emsigkeit, der unschuldigen Lust und herrschaftsarmen Freiheit, sondern findet ohne weitere Umschweife von der Tugend der Genossenschaft zur Stärke der politischen Nation. So machen die Stammesfürsten weitgehend reibungslos, ja neidlos Árpád zu ihrem Anführer. Die folgenden Kriegs- und Treckvorbereitungen gemahnen abermals ans Genre der Schäferdichtung, werden mit verniedlichend-rührseligen Reiterspielen, Turnierszenen und Abschiedsritualen bebildert. Kurzum: Das Arkadien, aus dem die Stämme vertrieben werden, lässt sich als regressiver Zustand in klischeehafter Umgebung beschreiben, denn ein Strukturmerkmal der Idylle oder Pastorale ist die Idee eines abgekapselten Raums, der Schutz vor Aggression von außen bietet. Anders als dem paradiesischen Urzustand wohnt der Idylle jedoch die „Ambivalenz zwischen Evasionsangebot und utopischem Gehalt sowie die Kombination von betontem Kunstcharakter und realitätsmimetischen Elementen“ inne (Böschstein 2001, 121). Auf Landnahme übertragen: Der Film konzipiert die Steppe als einen Kleinschutzraum, dem der Kult des Heroischen fremd ist und der bis zu dessen Einbruch weitestmögliche Distanz zum Aggressiven hält.

Auf seinem Zug nach Westen quert der magyarische Treck noch einmal die „eigentliche“ Steppe: den – im Sinne des oben Gesagten eher chiffrenhaft ins Bild gelegten – Schlamm und Krieg der Wanderung. Der Weg durchs Dunkle freilich ist der Pfad der Ethnogenese, zu lesen als Selbstzivilisierung, spezifisch als Europäisierung – in Übereinklang mit Hermann Heimpels Diktum, das Europäische an Europa sei seine Geschichte als Geschichte von Nationen (Zernack 1994, 17).

Zugleich jedoch wird das Land, in das man erst aufbricht, selbst bereits als alt-neue Heimat imaginiert: Kinder der Steppe und legitime Erbverwandte Etzels/Attilas, als die sie sich sehen, gehen die Magyaren ins spätantike Hunnenland, das Karpatenbecken. Folglich überrennt das ungarn-hunnische Magyaren-Volk im Film die Einwohner nicht, sondern bittet freundlich um Aufnahme, bietet im Gegenzug Schutz vor äußeren Feinden – ja wird bereits freudig erwartet.

Ein Paradies geht verloren, ein Paradies wird gewonnen: Auszug und Ankunft zeigen Landschaften, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen. Steppe ist also relativ. Sie kann (transportable) Pastorale sein ebenso gut wie Hort existenzieller Bedrohung, eigen und fremd, Geburtsort und Sterbestätte.

Derweil unterscheidet sich Koltays Vision signifikant von der Selbstversteppung Eisensteins, indem er seinen Plot nicht auf dialektisch-synthetischem Weg organisiert, sondern mittels einer Wachstumsmetapher. Er reduziert das beibehaltene (gute) Steppische zur Akzidenz, während sich in der kulturellen Substanz der Wir-Gruppe eine signifikante Verschiebung andeutet. Selbstwerdung per Europäisierung geht über die Nationswerdung hinaus, ist hier nicht Absetzung, sondern diskreter Einschluss.

In der Filmerzählung expliziert das die dezente Modifikation der religiösen Ordnung. Bereits die heidnische Magyarenwelt ist von christlichen Symbolen kontaminiert; über allem liegt ein „dünner christlicher Firnis“ (Rademacher 2008, 153), der hier jedoch nicht wie bei Lang abblättert, sondern sich verdickt. Die Stammesfürsten agieren, als seien ihnen Nationalität, Christentum und Europäertum schon eingeschrieben. Sie zelebrieren eine Religiosität, die noch heidnisch, ikonographisch aber bereits christlich ist. Strukturell scheint es sich um das Verhältnis wie zwischen Altem und Neuem Testament im christlichen Verständnis zu handeln. Wenn sich etwa der Blutsschwur der sieben Fürsten als ein schamanisches Abendmahl darstellt, gemahnt das an dessen Vorwegnahme durch Melchisedek (Gen. 14, 17–19). Und wenn sich die Gräserlandschaft vor der Menge öffnet, erinnert das an die Teilung des Meeres beim Auszug der Israeliten aus Ägypten. Die

Schlusssequenz schließlich avisiert den Übertritt in die Ordnung des Neuen Testaments: Vor einer Kulissenarchitektur, die eine Kathedrale imaginiert, bricht Árpád den Blickkontakt mit dem Schamanen ab, um sich seinem eben geborenen Erben zuzuwenden. In symbolischer Zeitverkürzung nimmt die Szene die Christianisierung der Ungarn unter Árpáds Ururenkel István/Stephan vorweg, spiegelt die endgültige Ankunft in einer neuen Ordnung in die Gegenwart des Films.

Um nun sicherzustellen, dass diese Ankunft als eine bei sich selbst zu lesen ist, als Selbst-Entsteppung und eben nicht äußere Zivilisationsherantragung, inszeniert Koltay zuvor einen Exkurs über Assimilation versus Überwältigung. Der Film fasst ihn in eine Begegnungsszene mit dem „Slawenapostel“ Method. Warum seine Kirche sich denn der noch in babylonischem Sprachgemisch dümpelnden Slawenwelt annehme, will Árpád wissen, der Missionar sich der Mühe unterziehe, die Dialekte von Völkerschaften zu lernen, die anders als die im Austausch mit Byzanz vor-kultivierten Magyaren weder des Lateinischen noch des Griechischen mächtig seien? Weil es sich bei den Slawen nun einmal um arme Waisenkinder handele, lautet die Antwort, um die man sich zu sorgen habe. Anders als die Magyaren also, stellt Árpád fest, die ein viel zu stolzes Volk seien, das sich auf namhafte Vorfahren berufen könne und auf fremde Heilsbringer nicht angewiesen sei. Wohl finden die frommen Worte des Predigers bei einigen, zumal den Frauen, Anklang. Doch Ikonographie und Dialog lassen keinen Zweifel: Sie entdecken darin etwas, das bereits in ihnen wohnt. Die Ungarn werden sich nicht – wie die Slawen – an etwas Fremdes gewöhnen, sondern zu den Trägern und Selbstgebäern des Neuen gehören. Die der existenziellen Bedrohung entrungene Ordnung ist keine synthetische, sondern eine organische, sie ist keine Selbst-Neugründung in und aus der Steppe, sondern ein Entwachsen und Sich-(Selbst!)-Einschreiben in eine höhere historische Daseinsform.

Am Rand: Jerzy Hoffman, *Ogniem i mieczem* (Polen 1999)

Es gibt eine schöne Bestimmung des Kolonialen bei Thomas Pynchon, in *Gravity's Rainbow*: „Colonies are the outhouses of the European soul, where a fellow can let his pants down and relax, enjoy the smell of his own shit. [...] Out and down in the colonies, life can be indulged, life and sensuality in all its forms, with no harm done to the Metropolis, nothing to soil those cathedrals, white marble statues, noble thoughts” (Pynchon 2000, 317).

Jerzy Hoffmans Sienkiewicz-Interpretation *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert) handelt genau davon, von der herrlichen Infektiosität des Drecks und des Animalischen: Seine Helden aus der Szlachta, dem polnische Kleinadel, saufen und raufen, schmeißen einander in den Straßenkot, hauen auf den Putz wie Bolle und sabbern in Dekolletes. Freilich bleiben sie dabei rein wie die Jungfrauen. Mit Feuer und Schwert ist zuallererst ein Gute-Laune-Movie.

Die Handlung setzt ein im „seltsamen Jahr 1647“ an der östlichen Peripherie der polnisch-litauischen Adelsrepublik. Über dem Dnjepr braut sich der Aufstand des Kosakenhetmans Bohdan Chmel'nický zusammen, der ein Jahr später die Ukraine in Brand setzen wird. In dieser halbwilden Randzone, im Krug eines Forts gerät der romantische Held Jan Skrzetuski mit einem Vertreter jenes bornierten polnischen Adels aneinander, dessen skrupellose Selbstsucht Chmel'nickys Kosaken in den Aufstand treibt, damit die Ukraine verspielt und am Ende Polen ruiniert. Ihretwegen wird „die Republik“, die eben im Begriff steht, Polder um Polder die Steppe für Europa zu gewinnen, zerbrechen und, wie der Abspann mitteilt, Beute Russlands werden – „der Steppe“, wird man übersetzen dürfen.

Bereits in der Einstiegssequenz wirft der Film – wirft Jan Skrzetuski – das verkommene Eigene in den aufgeweichten Boden des Grenzlandes.

Die rohen, in ihr zu kolonisierendes Milieu längst eingelebten, dabei an Natur und Herz unverdorbenen Zecher jubeln, und der romantische Held trifft auf den heiligen Narren und dessen side-kick, den bacchantischen Dampfplauderer. Der Heilige trägt ein Schwert, übermenschlich, nein: vor-menschlich schwer, das selbst ein Skrzetuski nicht mit einer Hand führen kann. Das Schwert stammt aus den Halbgötterkriegen Polens im Westen, gegen „die Deutschen“. Es ist eine Familienbeute von den Kreuzrittern: Ein Vorfahr hat damit bei Grunwald/Tannenberg drei behelmte Ordensritter auf einen Schlag geköpft. Nun treibt sich der Erbe mit ihm im wilden Osten herum.

Diese *translatio gladii* impliziert eine genuine Historisierung: Vom urtümlich-existenzialen, in der Gegenwart des Films bereits mythischen Westkampf wandert ein tragisches Emblem an die neue, nunmehr geschichtlich-aktuelle Peripherie. Geschichtlich – nicht mythisch – konstituiert ist die Erzählung insofern, als hier Menschen agieren, klischeierte zwar, aber keine überindividuell kondensierten Figurationen. Auch deshalb herrscht eine bemerkenswerte Ambivalenz.

Es ist die Ambivalenz einer konkreten Situation, der Kolonie, die Zivilisation werden kann, es aber eben nicht ist. Stärker noch als in den anderen Filmen sind die Städte hier Inseln der Ordnung in einem Meer aus Chaos, Gefahr, Uneindeutigkeit. Ein Wendepunkt ist das brennende, geplünderte Bar, aus dem Skrzetuskis Gegenspieler, der ursprünglich pro-polnische Kosak Jurko Bohun, Helena geraubt hat, die Frau, um die – auch hier – beide ringen, und worüber Skrzetuski zum Wanderer zwischen den Welten wird. Der Höhepunkt ist die Verteidigung von Zbaraż. Der Endpunkt die Vereinigung Skrzetuskis und Helenas innerhalb von Burgmauern und der Ritt Bohuns aus eben diesen Mauern in die abendlich blutrote Steppe (P. Wojciechowski nach Mazierska 2007, 75).

Jurko Bohun und Jan Skrzetuski: Die Orchestrierung der Figuren folgt demselben einschlägigen Schema wie die Dualität der Helden in Eisensteins Aleksandr Nevskij. Nur bleibt hier die Einung aus, gibt vielmehr jede Figur genug von ihrem Archetypus an die andere ab, zwei unterschiedlich profilierte, eigenständige und doch eng verbundene Gemeinschaften vorzustellen. Im selben Zug signifiziert die dionysische Kontaminierung des apollinischen Typus Skrzetuski das koloniale Setting – und begründet die Tragik, die Mit Feuer und Schwert von der komödischen Struktur des Aleksandr Nevskij oder von Landnahme unterscheidet und bei allem jovialen Frohsinn näher an Fritz Lang rückt.

Ganz allgemein erscheinen die Kosaken bei Hoffman weder als szenischer Spiegel eines inneren Tumults noch als ein kulturell, wenn nicht naturhaft gefährliches Anderes, sondern als das verlorene Eigene. Die Kolonialität des Blicks äußert sich gerade nicht in Aversion, sondern in Trauer. Das ideologische Hauptmoment des Films besteht in einer Klage gebrochener Imperialität – wenn man so will: in narrativer Einverleibung auf das Trauma einer historischen, tödlichen Spaltung hin. Entsprechend gemahnt zwar die Saporoger Sič, die Kosakenfeste am Dnjepr, an ein kongolesisches Herz der Finsternis. Doch der Hetman Chmelnicky bekommt reichlich Begründungsmonologe und emotive Substanz für sein Handeln – eine Eigenständigkeit, die Langs Etzel nicht einmal errahnen lässt. Das Anliegen einer „Republik dreier Nationen“ (also der ruthenisch-kosakischen Integration in die polnisch-litauische Imagination) kann Berechtigung reklamieren, auch visuell: Den Kosaken ist eine gewisse einnehmende Coolness nicht abzusprechen. Die Siegesfeier ihrer versammelten Atamane ist kruder, wilder als die Zecherei der Polen – semantisch bildet sie eine Analogie und rezeptionsästhetisch, also aus der Warte der Sympathienführung, macht sie genau so gute Laune. Hoffmans Kosaken entsprechen einem Polen, das vollends seiner dionysischen Seite nachgibt.

Polen sind die Atamane aber vor allem in der Erschütterung, mit der sie auf die Nachricht vom Tod König Władysławs IV. reagieren. Mehr als jeder andere war er auch ihr König, der im Konflikt mit dem unbändig libertären Adel auf die Kosaken gesetzt und ihnen Privilegien in Aussicht gestellt hatte. Diese Nähe wird effektiv verstärkt durch die ausinszenierte Kontrastfolie eines abermals „ganz anderen“ feindlich-fremden „Ostens“ zwischen Dekadenz und stumpfer Brutalität. In einer semiotisch kompakten Einstellung ruht der dekadent-despotische Khan der Krimtataren auf einem Diwan, einen effeminierten Gespiel zur einen Seite, zu anderen den grimmigen Tuhaj-Bei, der dann – neuerlich kontrastierend – neben Chmelnicky als barbarischer Hilfstruppenführer auftritt.

Es ist dieses Eindringen der Trans-Steppe, die den Konflikt zwischen Kosaken und Polen, die Rivalität Bohun-Skrzetuski endgültig zum Bruderkampf eskaliert, zur katastrophalen Entzweiung, die über den apollinisch-dionysischen Gegensatz der Charakterpole kulturell, ja anthropologisch und damit existenziell aufgeladen wird – und eben anders als in Eisensteins Aleksandr Nevskij keine glückliche Versöhnung erfährt. Zwar entlässt Hoffmans Skrzetuski seinen Gegenpart am Ende in die Freiheit der – für Polen verlorenen – Steppe, während Bohun in Sienkiewiczs Romanvorlage noch umkommt. Doch bleibt so letztlich die tragische Grundstruktur mit eschatologischem Anklang in eher noch verstärkter Form beibehalten: Das ehemals Eigene ist nun als das Andere unwiederbringlich in der Welt.

Auch hier wird die Grundstruktur der Erzählung signifikanterweise expliziert an dem Topos, der sich durch alle fünf Filme zieht: Am Kampf um die metaphysische Ordnung als Chiffre der letzten, zugleich basalen und höchsten Ordnung. In Feuer und Schwert korrespondiert die Verhandlung der letzten Dinge mit der kulturgeographischen Ansiedlung der Erzählung „am Rand“.

Der Aufstand der verbündeten Kosaken und Tataren wird bald zum mörderischen Wüten. Daraufhin begibt sich der Wojewode Wiśniowiecki in die Kirche und schwört blutige Unterdrückung, und so geht vom Sanktuarium der geordneten Religiosität das Gegenmassaker aus, das der Film in kaum minder drastischen Farben malt. Neuerlich verdichtet sich der Streit in bildstarken Einzelschicksalen: Skrzetuskis Diener rammt der Bohun zugeordneten Hexe Horpyna einen Holzpflöck ins Herz.

Zwar ist der kolonisatorische Mord, den die maskuline, kirchlich geordnete Religiosität an der weiblich-bedrohlichen Steppenmagie begeht, in einem modernistischen Großnarrativ, wie es Mit Feuer und Schwert grundiert, unausweichlich, ja kann legitim erscheinen, ebenso wie der grausame Gegenschlag des Wojewoden auf der politischen Ebene. Entsprechend der eschatologischen Aufladung erfordert die Gewalttat gleichwohl ihre Sühne. Diese vollzieht sich an demjenigen des Heldenensembles, der am tiefsten im Legendenhaushalt der religiösen Ordnung wurzelt: dem Narr in Christo und Träger des Heiligen Schwertes. Er wird von Tataren – Heiden – überrascht und kann zwar wie sein mythischer Vorfahr drei Feinde auf einen mächtigen Streich fällen, doch dann, wie ein Freund angewidert berichten wird, „benutzen sie Pfeile“. Der Recke stirbt den Märtyrertod des Heiligen Sebastian. Mehr noch, die triumphierenden Tataren richten seine Leiche vor dem belagerten Zbaraż an einem Andreaskreuz auf. Spätestens in diesen Momenten verliert sich die Ambivalenz aus der Erzählung, regrediert der Historienfilm wie unter dem Zwang des Steppenthemas zum Mythos. In der Steppe geht der Kampf Polens um eine gute Ordnung verloren und die damit verbundene Katastrophe bildet den Auftakt zum Martyrium des Christus unter den Nationen. Sofern der Apokalypse „am Rande“ der Welt überhaupt eine Ordnung abgewonnen werden kann, die den Kinobesucher getrost nach Hause entlässt, ist es wohl die der romantischen Liebe – was aber mit dem Thema wenig, mit dem Genre viel zu tun hat. Die Trauer im Blick der glücklich Vereinten auf

den für immer in Steppe und Abspann hinausreitenden Bohun sagt eigentlich alles (Mazierska 2007, 83).

Die Ordnung der Steppe: Sergej Bodrov, Mongol (Russland 2007)

Die Steppe als Setting, ein Kampf um Ordnung gegen eine drohende Entropie des Eigenen – diese Elemente sind in Sergej Bodrovs *Mongol* (Der Mongole), dem ersten Teil einer Trilogie über das Leben Dschingis Khans, unübersehbar zentral. Aber Europa?

Das Faszinierende an Bodrovs Geschichte – unvorgreiflich einer möglichen narrativen Schubumkehr in den folgenden Teilen und ganz abgesehen von der cineastischen Qualität des Films – ist ihr schwer zu überlesendes Anliegen einer Selbstverhandlung Russlands mittels einer nicht nur zeitlich-räumlich, sondern identitären Projektion: der des Eigenen auf ein klassisches „ganz Anderes“, auf eine historische Feind-Chiffre ersten Ranges. (Man erinnere sich an Eisensteins ursprünglichen Plan, Alekandr Nevskij mit einer Vision von Dmitrij Donskojs Mongolensieg enden zu lassen.) Denn um Russland geht es in dem Film – genau zu sein: um einen aktuellen Beitrag zu dem jahrhundertealten Streitgespräch über historische Identität und politisch-kulturelle Ordnung, das sich am Topos „Russland und Europa“ festmacht. Denn „Europa“ ist hier – im ersten Teil, um es zu wiederholen – das unsichtbare, unübersehbar vorausgesetzte Andere, das Bodrov verwirft. Die Leerstelle, die der ostentativen Abwendung folgt.

Der Mongole erzählt die „Werdung“ Temudgins, seine Kindheit, Brautwerbung, Jahre auf der Flucht vor rivalisierenden Clans und Gefangenschaft in Nordchina, seine Befreiung, den Aufstieg an der Seite des Blutsbruders und endlich die Einung der mongolischen Sippen und Stämme durch ihn als Dschingis Khan um 1200 – besiegelt mit dem Sieg über eben den Blutsbruder. Zugleich ist es der Bericht vom Zerfall einer archaischen Ordnung, symbolisiert in einem Bruch des heiligen Gastrechts, dem Temudgins traditions-treuer Vater zum Opfer fällt und der das Kind zum Steppenwanderer macht, sodann von der Errichtung einer neuen Ordnung, die sich als Läuterung und Aushärtung des Besten der alten darstellt, als Bruch und Selbstbesinnung zugleich.

Diese Ordnung und ihr Schöpfer werden geformt durch die Steppe, die hier nicht wie in den zuvor besprochenen Filmen Behauptung, Chiffre oder Setting bleibt, sondern Akteur wird. Sie, nicht der jeweilige Feind, ist der eigentliche Gegen- und Mitspieler des gejagten Temudgin: Sie ist es, deren radikal entbergende Offenheit, Unentrinnbarkeit und schiere Wettergewalt – von Bodrov zwingend ins Bild gesetzt – Temudgin gefährdet, ihn auf sich selbst verweist, die schließlich sein Vertrauen gewinnt, ihn angstfrei macht und seine eigene Kraft finden lässt.

Die Steppe in *Der Mongole* spielt die Rolle des Lehrmeisters im Martial-Arts-Film, wie sie Quentin Tarantinos *Kill Bill 2* (USA 2004) im Kapitel „The Cruel Tutelage of Pai Mei“ auf den typisierenden Punkt bringt. In einer weiteren eigentümlichen Parallele ist es die von der Steppe gelehrt Selbstverkapselung, die Temudgin das chinesische Gefängnis überstehen lässt – eine Grabkammer ähnlich dem Sarg, aus dem Beatrix Kiddo sich mit Hilfe der von Pai Mei gelehrt Künste befreit. Und die Vertrautheit mit dem Steppengewitter endlich verhilft Temudgin zum finalen Sieg – so wie Pai Meis „Five Point Palm Exploding Heart Technique“ Beatrix Kiddo zu dem ihren verhilft.

Die narrativen Techniken, die Bodrov nutzt, um seine absetzend-identitätsstiftende Botschaft zu transportieren, sind die einer globalisierten Filmsprache. Allenfalls nutzt er sie subtiler – wie auch seine historisierende Polit-Parabel diskursiv tiefer wurzelt als etwa

Scott Riddleys eher auf die Assoziation von Schlagwörtern wie „Kreuzzug“ und „Wüste“ gestellter Kommentar der Bushschen Kriegspolitik Kingdom of Heaven.

Nach harter Lehre bereit zum Dschingis Khan, entwirft Bodrovs Mongole in der Abgeschiedenheit einer heiligen Felshöhle – im Zwiegespräch, sagen die Bilder, mit der Steppe – die Ordnung, die die Anarchie nach dem Zerbersten der Tradition überwinden soll. Seine Gesetze sind karg, strikt und autoritär. Der Khan ist bedingungslos zu achten, Loyalität unverbrüchlich – auch Überläufer vom Feind werden getötet, Mörder am Nachbarn hingegen nicht mehr ausgeliefert. Familien lässt man im Kampf nicht zurück, Beute und Erwerb werden gerecht geteilt. Es geht um eine Humanisierung der Sitten durch Straffung der Gesetze, jedoch zugleich und als Voraussetzung um die rücksichtslose Konsolidierung der Wir-Gruppe, im Ziel um die Schaffung einer exklusiven, autoritär-egalitären Ordnung, auch unter Inkaufnahme des endgültigen Traditionsbruchs.

Damit, mit dem Egalitäts- und Revolutionsimpuls, steht Der Mongole abermals näher am amerikanischen Kino als an den polnisch-aristokratischen Ordnungsvorstellungen etwa Jerzy Hoffmans oder der evolutionären Kontinuitätsbehauptung Gábor Koltays, von Langs transhistorisch-auswegloser Dystopie zu schweigen. Sein unmittelbarer Vorläufer unter den hier behandelten ist freilich Eisenstein.

Doch treibt Bodrov die Selbstversteppung Russlands noch einen Schritt weiter, indem sich der Film von Europa selbst als Feindkultur abwendet, seine – Bodrovs – Ordnungsideale stattdessen ganz auf das historische Muster eurasischer Imperialität projiziert. Aus in-between wird Individualität am Rande des Solipzismus – wie auch der Zerfall der alten Ordnung intrinsisch behandelt wird. Allein mit seinem „natürlichen“ Feld und diesem gemäß stiftet Temudgin alias Dschingis Khan alias Russland seine alt-neue, eigentümliche Ordnung – darum „erkennt“ er sie als vermeintlich selbstevident: nicht auf Philosophie und Prinzip gebaut, sondern auf Klugheit und Kenntnis des Volks.

Dieser radikalisierte Selbstbezug manifestiert sich im Wiederauftauchen eines bereits mehrfach angesprochenen Topos: dem noch einmal Anderen, der „eigentlich“ wilden Wildnis. Hier sind es die Merkiten, markiert durch fratzenhafte Masken und geradezu steinzeitliche Bewaffnung, die in einer ersten Schlacht ausgeschaltet werden. Als Nachbarn, Stammverwandte, durch Heirat und Brautraub blutsverbundene Feinde sind sie jedoch nicht das letzte Fremde, sondern die Extremform des verwilderten Selbst.

Auch der letztlich entscheidende Kampf wird mit dem Schwurbruder geführt. Anders als bei Koltay gibt es keine vorausgesetzte, anders als bei Eisenstein keine synthetische Einheit angesichts des Feindes, anders als bei Lang steht am Ende kein Untergang, anders als bei Hoffman kein duplizierender Zerfall – vielmehr stellt der Sieg über sich selbst die volle Integrität der Gemeinschaft her.

Abgeschieden und „nach Osten“ ausgelagert hingegen wird – in enger Nähe zu Eisenstein und in gewissem Sinne auch wieder zu Hoffman – die Imagination dekadenter Despotie und verschlagener Grausamkeit, hier im Bild des chinesischen Tangut, in dessen Gefängnis Temudgin einsitzt und mählich abstirbt. Bezeichnenderweise handelt es sich bei Tangut um eine Stadt. Bodrov setzt sich auch dadurch von allen vorgenannten Filmen ab, dass er die Stadt nicht als bergend inszeniert, sondern als Todeszone. Ob vor diesem Hintergrund die abschließende Nachtaufnahme des beleuchteten Zeltlagers, die das zukünftige Karakorum imaginieren mag, Zerfallsdrohung oder Aufstiegshoffnung ist, muss vorderhand dahingestellt bleiben.

Von den erörterten ist Der Mongole der visuell, dramaturgisch und in der Ambivalenz seiner Figurenführung überzeugendste Historienfilm. Zugleich enthält er die konkreteste politische Implikation, eben durch die Leerstelle „Europa“, durch die kalte Absage an Demokratie wie Oligarchie, die Explikation seiner das System Putin zu einem Ideal-

Putinismus übersteigernden Ordnungsphantasie. Und dennoch übertrifft er an mythischer Geschlossenheit die übrigen, vielleicht bis auf Langs Nibelungen, dem gegenüber Bodrov jedoch noch magische Elemente einführt. Die Mittel, über die er seine Narration aus der Geschichte hebt, ohne ahistorisch zu werden, sind erstens die Erhebung der Steppe zum Akteur, des existenzbedrohenden Nichts zum Aktivum, zweitens und vor allem die zusätzliche Dimension der Projektion, eben der aneignenden Selbstverhandlung auf ein identitär Anderes – womit sein Gegenstand sich zum Absoluten dehnt.

Das macht die Wucht der Erzählung und in gewissem, nicht zuletzt cineastischen Sinn die Größe des Films aus: Bodrov nimmt das Mythenpotenzial des historischen Steppenfilms ernst und schöpft es aus – ohne die Ambivalenz und Individualität des Geschichtlichen zu hintergehen. Er leistet die komplexeste Projektionsarbeit und nutzt die Visualität des Kinos, setzt sie ein, um den Topos Steppe topographisch wie topologisch anzuverwandeln: Heißt, er liefert Natur- und Kulturraumbeschreibung, spielt mit Erscheinungs- und Erfahrungsräumlichkeit, versteht den Raum nicht nur als Substanz, sondern Relation (Günzel 2007).

Kurz: Bodrov erhält den Topos Steppe in seiner existenziellen Radikalität. Wenn mithin eingangs von einer Kongenialität zwischen Topos und Medium die Rede war, so liefert Bodrov die wohl schlagendste Anschauung, was das meinen kann.

Die Steppe als Leinwand radikalisierten Fremd- und Selbstimagination – in philosophischer Absicht

Eigentlich auf Der Mongole bezogen, trifft eine Beobachtung von Dietmar Kammerer auch auf die anderen hier betrachteten Filme zu: „Mit auffälliger Regelmäßigkeit stellt das gegenwärtige Kino die Frage: Aus welchem Stoff ist ein Herrscher gemacht? Was treibt so einen an, weiter zu gehen als alle anderen? Ein Muster schält sich dabei immer deutlicher heraus: Westliche Regisseure geben einem verpatzten Familienroman die Schuld, Regisseure aus dem Osten bemühen hingegen die höhere Staatsräson“ (Kammerer 2008).

Ob diese Ost-West-Dichotomie so sauberlich aufgeht, sei dahingestellt. Übersetzt man Kammerers protagonistenbezogenen Befund ins Systematische, steht jedenfalls eine psychologische gegen eine philosophische Sicht: ein Fragen nach personalem Geschick gegen eines nach den Prinzipien guter Ordnung, das Problem individueller Werdung gegen das kollektiver. Nach Geschichte im eigentlichen Sinn, das sei angemerkt, nach dem historischen Akteur, nach vergangener Handlungsmacht, ihren kulturbedingten Grenzen und Phantasieräumen, fragen beide nicht.

Auf der typologischen Ebene besteht in der unterstellten und am Steppenfilm nachvollziehbaren Annahme osteuropäischer Systemorientierung eine Nähe zu Robert Rosenstones Zuweisung von Vergangenheitsverhandlung an ein postkoloniales Kino (Rosenstone 1995, 4f.). Rosenstone zeigt eine neue Form des Historiendramas auf, die kaum etwas mit dem Liebes- oder Abenteuerfilm im historischen Gewand gemein hat, sondern vielmehr Fragen des „legacy of the past“ verhandelt.

Das korrespondiert mit der Auffassung, „osteuropäisch“ weniger als geographischen denn als geschichtsbefindlichen Terminus zu begreifen: als Markierung eines Diskurses, der um Diskontinuität zentriert ist. Und es verweist auf eine Ausgangsvermutung dieses Essays, nämlich eine hinter der optischen Wiedererkennbarkeit lagernde strukturelle Affinität von Western und „Euro-Eastern“. Während zahlreiche „klassische“ Geschichtsepen in der von Kammerer indizierten (Klein-)Familienpsychologie aufgehen – eklatant

etwa in Troy – nutzt der Western die familial-individuelle Emotionalisierung, um seine Protagonisten für einen höher gestimmten Konflikt um gesellschaftliche Grundsatzfragen zu motivieren. Das klassisch-fortgeschrittene Beispiel ist Sergio Leones *Once Upon a Time in the West* (Italien/USA 1968), das jüngste Paul Thomas Andersons *There Will Be Blood* (USA 2007).

Western wie Steppenfilm bauen auf ein Bewusstsein der Diskontinuität, auf den Einschnitt der amerikanischen, industriellen oder anti-realsozialistischen Revolution – der Labilität und damit Erörterungswürdigkeit sozialer Ordnungen in existenzieller Hinsicht. Beim Steppenfilm tritt dieser epistemologische Vorrang von (politischer) Philosophie vor Psyche zugespitzt hervor. Es geht stets ums Große, ums Ganze, um kontrastiv perfektionierte Selbst- und Fremdbilder.

Die Steppe als Leinwand radikalisierte Fremd- und Selbstimagination in einem „neuen Europa“, jenseits von *Braveheart* oder *Marie Antoinette*: So ließe sich die Tendenz des Genres zusammenfassen. Eine Binnentypologie könnte von „Selbstversteppung“ (Kriemhilds Rache, Aleksandr Nevskij und *Der Mongole*), „Selbstentsteppung“ (Landnahme) und „Steppenkoketterie“ (Mit Feuer und Schwert) sprechen – wobei Letzteres die Oberhand behielte. Keiner der Filme kommt ohne einen derartigen Akt der Aneignung aus. Eben darin liegt freilich ihr anachronistischer, publikumswirksamer Charme: in der Verteidigung eines Verhandlungsrechts letzter Fragen zugunsten der Philosophie wider die Psychologie, in der Heranführung traditionell-europäischer an revolutionär-amerikanische Kollektivismen und in der Suggestion, außerhalb der von ihnen vorgeschlagenen Ordnung gebe es nur eins: Nichts.

Bibliographie

- Böschstein, R. (2001) Idyllisch/Idylle. In: Barck, K. (ed.) *Ästhetische Grundbegriffe* (Vol. III). Stuttgart/Weimar: Metzler: 119-138.
- Günzel, St. (2007) Raum – Topographie – Topologie. In: Günzel, St. (ed.) *Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften*. Bielefeld: transcript: 13-32.
- Kammerer, D. (2008) Dschingis Khan in Love. In: *tageszeitung* (07/08/08).
- Katzenberger, P. (2008) Ein Sklave – gefürchtet von Millionen. In: *Süddeutsche Zeitung* (06/08/08).
- Kracauer, S. (1984) *Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films*. Frankfurt/Main: Suhrkamp (EA 1947).
- Lindner, M. (2007) *Rom und seine Kaiser im Historienfilm*. Frankfurt a.M.: Verlag Antike.
- Mazierska, E. (2007) *Polish Postcommunist Cinema. From Pavement Level*. Oxford: Peter Lang.
- Nisbet, G. (Ed.) (2006) *Ancient Greece in Film and Popular Culture*. Bristol: Bristol Phoenix Press.
- Osterkamp, E. (2008) Alles authentisch, alles fiktiv! In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (12/07/08).
- Pynchon, T. (2000) *Gravity's Rainbow*. London: Vintage (EA 1973).
- Rademacher, C. (2008) Nibelungensage. Ein Epos aus uralten Zeiten. In: *GEO Epoche*, 34, 150-155.

- Řezník, M. (2003) Sienkiewicz nebo Hoffman? Filmová adaptace románu „Ohněm a mečem“ a polská historická tradice. In: Hrodek, D. (ed.) *Česká a polská historická tradice a její vztah k současnosti*. Prag: Univerzita Karlova v Praze: 53–62.
- Rosenstone, R.A. (2006) *History on Film/Film on History*. Harlow: Pearson Longman.
- Rosenstone, R.A. (ed.) (1995) *Revisioning History. Film and the Construction of a New Past*. Princeton: Princeton University Press.
- Russell, J. (2007) *The historical epic and contemporary Hollywood. From Dances with Wolves to Gladiator*. New York: Continuum.
- Scharff, Th. (2007) Wann wird es richtig mittelalterlich? Zur Rekonstruktion des Mittelalters im Film. In: Meier, M./Slanicka, S. (eds.) *Antike und Mittelalter im Film. Konstruktion, Dokumentation, Projektion*. Köln: Böhlau: 63–83.
- Schenk, B. F. (2004) *Aleksandr Nevskij. Heiliger – Fürst – Nationalheld. Eine Erinnerungsfigur im russischen kulturellen Gedächtnis (1263–2000)*. Köln: Böhlau.
- Schmitt, C. (1942) *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*. Leipzig: Reclam.
- Schmitt, C. (1950) *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus publicum Europaeum*. Köln: Greve.
- Sterneborg, A. (2008) Lehrjahre eines Welteroberers. In: *Süddeutsche Zeitung* (10/08/08).
- Thomä, D. (2006) *Totalität und Mitleid. Richard Wagner, Sergej Eisenstein und unsere ethisch-ästhetische Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wieber, A. (2007) Antike am laufenden Meter – Mehr als ein Jahrhundert Filmgeschichte. In: Meier, M./Slanicka, S. (eds.) *Antike und Mittelalter im Film. Konstruktion, Dokumentation, Projektion*. Köln: Böhlau: 19–40.
- Wirwalski, A. (1994) „Wie macht man einen Regenbogen?“ *Fritz Langs Nibelungenfilm. Fragen zur Bildhaftigkeit des Films und seiner Rezeption*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Zernack, K. (1994) *Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte*. Berlin: Propyläen.
- Zadencka, M. (2002) Transformations in the National Landscape. Steppe and Sea in Polish Literature and Art. In: Sarapik, V./Tüür, K./Laanemets, M. (eds.) *Koht ja paik / Place and Location* (Vol. II). Tallinn: Proceedings of the Estonian Academy of Arts: 511–527.

Alfrun Kliems is a literary theorist at the Leipzig Centre for the History and Culture of East Central Europe (GWZO). Her main interests are literatures in exile and the poetics of migration, urban imagery, underground literature, popular historical novels.

E-Mail: kliems@rz.uni-leipzig.de

Mathias Mesenhöller is a historian at the Leipzig Centre for the History and Culture of East Central Europe (GWZO). His main interests are early modern history of elites, imperial historiography, migration and diaspora formation, popular representations of history.

E-Mail: mesenhoeller@rz.uni-leipzig.de



Skythen, Amazonen und Futuristen. Der Steppendiskurs der 1910-1920er Jahre und seine heutigen Implikationen

Skyths, Amazones and Futurists.
The Discourse on the Steppe in the 1910s-1920s
and its Contemporary Implications

Marina Dmitrieva

Abstract

Due to the archaeological discovery of Greek and Scythian culture in the south of the Russian Empire in the second half of the 19th century and the scientific exploration of Russia's own Orient – i.e. the non-European peoples of Siberia, Central Asia, Caucasus and middle-Volga – the Eurasian paradigm became more and more influential among Russian intellectuals and artists. Eurasia was conceived as a specific area with common economic, cultural and political development, framed by the interaction of the Finno-Ugric and Turkic-Mongol nomadic steppe peoples. For the adherents of Eurasianism, the steppe, broadly considered as a crossroad between Orient and Occident, embodied their concept of the 'multiethnic imaginary cultural imperial entity' as its ultimate legitimation.

This article investigates the impact of the perception of the steppe on theorists and artists during the decades of the 1910 and 1920, with the special emphasis on the "Scythian theme" in the geopolitical visions of "Eurasians" from the 1920s to the present day and on the artistic concepts of the Russian Futurists.

Keywords: Skythen; Archäologie; Futurismus; Eurasien; Steppe

Seit der archäologischen Erkundung südrussischer Gebiete ab der Mitte des 19. Jahrhunderts übte dieser Teil des Zarenreiches besondere Faszination auf Archäologen und Historiker aus. Die Entdeckungen antiker Städte wie Panticapaeum (das heutige Kerch), Theodossia, Olbia und Chersones auf der Halbinsel Krim förderten erstklassige Werke antiker Kultur zu Tage. Die Funde des Skythengoldes in Kurganen (Grabhügeln) in der Kuban-Region nördlich des Kaukasus-Kammes lieferten visuelle Zeugnisse über die legendären Skythen und erweiterten die Vorstellungen von ihrem Wirkungsbereich, zu dem – Herodot zufolge – lediglich der Kimmerische Bosporus, d.h. die Steppenregion nördlich des Schwarzen Meeres zwischen der unteren Donau und dem Don gehörte. Im Jahre 1859 wurde die Imperiale Archäologische Kommission gegründet, deren Aufgabe es war, Ausgrabungen (die besonders durch den Krimkrieg von 1853-1856 gelitten hatten) zu koordinieren und zu dokumentieren. Die meisten Funde wurden in die Eremitage gebracht, wo sie auch für das Publikum zugänglich waren. Durch diese Entdeckungen erhielt Russland seine eigene Antike, auf die es ohnehin – spätestens seit Michail Lomonossov – die idealen Ursprünge seiner Kultur zurückführte. In zahlreichen,

meist mit Illustrationen versehenen Publikationen wurden die Funde in der Öffentlichkeit gezeigt.¹

Das „skythische“ Thema spielte insbesondere in der symbolistischen Dichtung, etwa bei Aleksandr Blok oder Valerij Briusov, eine große Rolle. Auch die Steppe wurde – spätestens mit Anton Chechovs Erzählung „Die Steppe“ (1888) – im russischen künstlerischen Diskurs um die Jahrhundertwende als Ort mythologischer Sagen, ungeahnter Möglichkeiten und verborgener Schätze, die noch auf ihre Entdecker warteten, betrachtet.

Das zweite für die Forschung allmählich zu entdeckende Gebiet war der Orient. Noch mehr als die antiken Stätten war er Teil des russischen Großreiches. Die Erkundung und Erforschung östlicher Gebiete bekam eine besondere geopolitische Bedeutung nach der Niederlage im Japanischen Krieg (1904-1905) und der Notwendigkeit der Etablierung einer russischen Kolonialpolitik im Osten (Tolz 2005). Die archäologischen Entdeckungen in Sibirien erzeugten Interesse an der Nomadenkultur, an Bräuchen (z. B. Schamanismus) und Sprachen der nicht-russischen sibirischen Völker (Znamenski 2007). Diese Hinwendung nährte zusammen mit dem Aufblühen des Mystizismus und dem Interesse an östlichen Religionen (der Buddhistische Tempel in Sankt Petersburg wurde von 1909 bis 1915 erbaut; Dr. Petr Badmaev, Leibarzt der Zarenfamilie und burjatischer Abstammung, weihte die Elitenkreise in die Geheimnisse der tibetischen Heilkunde ein; die Himalaya-Expeditionen des Malers und Archäologen Nikolai Röhrich wurden mit Spannung verfolgt) sowie der europaweit verbreiteten Erkundung exotischer Kulturen um die Jahrhundertwende das öffentliche Interesse am „eigenen Fremden“. Daraus entstand die Idee einer russländischen „Kulturation“, die aus der Verschmelzung verschiedener Ethnien auf dem Territorium des Russischen Reiches hervorging und nicht mehr russozentristisch aufgefasst wurde. Als Schmelztiegel dieser Kultur wurde um die Jahrhundertwende die südrussische Steppe betrachtet – jener Raum, in dem sich verschiedene Völker aus dem Orient und dem Okzident begegneten und kreuzten.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Steppe – oder besser gesagt die Steppenimagination – in den 1910er und 1920er Jahren auch zum fruchtbaren Boden für theoretische Konzepte wurde, in denen sich oft auf skurrile Weise archäologische Entdeckungen mit geopolitischen Visionen und radikalen künstlerischen Gesten verbanden und die bis auf den heutigen Tag ihre Faszination bewahrt haben.

Eurasismus, Ostmitteleuropa und die Steppe. Der Prager Eurasierkreis

Für den Kunsthistoriker Nikolai Kondakov (1844-1925) war die Interaktion der Kulturen und Ethnien Voraussetzung für die Formierung eines allrussischen Kulturerbes. Dies lässt sich im Vorwort des von ihm gemeinsam mit dem Archäologen Ivan Tolstoi verfassten monumentalen sechsbändigen Werk *Russkie drevnosti v pamjatnikach iskusstva* (Russisches Altertum in Kunstdenkmälern) nachlesen (Kondakov 1889-90; Kondakov/Reinach 1891).

Diese Idee wurde nochmals, Jahrzehnte später, aufgegriffen und vertieft in einer anderen Publikation *Očerki i zametki po istorii srednevekovogo iskusstva i kultury* (Aufzeichnungen zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst und Kultur). Das Buch erschien in der Reihe der Tschechischen Akademie der Wissenschaft und Kunst in Prag

1 Die erste Prachtausgabe war *Antiquités du Bospore Cimmérique, conservées au Musée de l'Ermitage Impérial* (St. Petersburg 1854, 2 Bände) und hatte eine Auflage von nur 200 Exemplaren.

1929 auf Russisch als Hommage an den russischen Forscher, der 1925 in Prag verstorben war. Bei der Publikation handelt es sich um postum edierte Vorlesungen, die Kondakov als außerordentlicher Professor der Karls-Universität in Prag gehalten hat.²

Seine Vorlesungen sah Kondakov als eine Einführung in die Kunst und Kultur „Osteuropas“ im frühen Mittelalter. Diese Großregion, zu der für ihn Ostmittel- und Südosteuropa zählten, betrachtete er als einen offenen Raum des kreativen Austausches, in dem insbesondere die südrussischen Steppenregionen als Kontaktzone der orientalischen und europäischen Kultur fungiert hätten. Die Mediatoren dieses Kulturtransfers seien die Wandervölker, vor allem Skythen und Sarmaten gewesen.

„Die alten Denkmäler Osteuropas“, schrieb Kondakov, „sind mit skythischen und sarmatischen Denkmälern genau so eng verbunden wie die westeuropäischen Denkmäler mit der griechischen und römischen Antike. Die skytho-sarmatische Kultur ist ihrerseits Teil der Welt des alten Orients und auch der antiken Welt.“ (Kondakov 1929, 3) In seinen Ausführungen bezog sich Kondakov sowohl auf Forschungen der 1880-90er Jahre als auch auf die neuesten Publikationen, wie etwa die von Michail I. Rostovzev, vor allem auf dessen 1922 in Oxford in englischer Sprache publiziertes Werk *Iranians and Greeks in South Russia*. Der bekannte Althistoriker, welcher wie Kondakov im Exil lebte und Alte Geschichte an der Universität Wisconsin und später Yale in den USA lehrte, vertrat die These, das südrussische Gebiet sei das Zentrum einer „Zivilisation“, die sowohl Zentral- und Nordrussland als auch Zentraleuropa stark beeinflusst hätte:

„The characteristics of South Russian civilization are the same in the classical period as in subsequent centuries: and the types of phenomena are the same. South Russia was always one of the most important centres of civilization. Three main currents are traceable: an eastern current, proceeding from both Iranian and Mesopotamian Asia by two routes, the Caucasian route, and the Russian steppe route; a southern current from Asia Minor and Greece, which brought with it the splendid civilization of Greece; and a western and northern current, by means of which Russia partook in the civilization of central and northern Europe. The three currents met in the Russian steppes, coalesced, and formed a great civilization, quite independent and extremely original, which influenced, in its turn, central and northern Russia, and central Europe as well.“ (Rostovzev 1922, 208)

Auch Kondakov plädierte für die Erforschung der „Grundlagen“ osteuropäischer Kultur: Die Formen der Kunst würden sich, so Kondakov, mit den Jahrhunderten verändern. Aber der Grundkern, der aus der antiken Überlieferung komme, bleibe konstant. Dabei grenzte er sich ausdrücklich ab von der verbreiteten, seiner Meinung nach „formalen“ Methode der Kunstgeschichte, die sich ausschließlich an stilistischen Merkmalen orientierte. Demgegenüber schlug er vor, die Erfahrung der klassischen Archäologie, wie etwa in der Systematisierung des Materials und der Quellenforschung, mit der Analyse des historischen Kontextes zu verbinden, um die „vernachlässigte Volkskultur“ des östlichen Europas in der Grauzone zwischen der klassischen Antike und dem Mittelalter zu erforschen. Die Kultur der Bevölkerung des Herodotschen Kimmerischen Bosporus war für Kondakov wie für Rostovzev nicht nur Teil der antiken europäischen Kultur, sie nahm auch asiatische Prägungen auf – von China und der Mongolei bis Persien und Sibirien.

Es ist nicht verwunderlich, dass diese Ideen Kondakovs als Grundlage für Forschungen dienten, die im Rahmen des Seminars Kondakovianum³ betrieben und

2 Kondakov verließ nach der Oktoberrevolution Russland und lebte zunächst in Sofia, bevor er 1922 nach Prag übersiedelte.

vom Konzept des Eurasismus getragen wurden (Mir Kondakova 2004). Zwei Richtungen – Zografika (Ikonenforschung) und Skythika (Untersuchungen der Kultur der Wandervölker) – bezogen sich auf Kondakovs Interessen und bestimmten die Publikationen des Instituts.

Der Eurasismus war eine einflussreiche Bewegung der russischen Emigration in der Zwischenkriegszeit, dessen führende Mitglieder – der Geograph und Wirtschaftshistoriker Petr N. Savizkij und der Sprachwissenschaftler Nikolaj S. Trubeckoj – sich in Prag aufhielten. Savizkij war von 1940-45 Direktor des Instituts, bevor er von den Sowjetbehörden verhaftet wurde und für zehn Jahre in ein Lager nach Mordovien verbannt wurde. Ohne sich in die Analyse der eurasischen Ideologie in ihren messianischen und geopolitischen Implikationen von gestern und heute zu vertiefen, sollen hier nur einige Aspekte hervorgehoben werden.

Die Bewegung sah Eurasien als eine „eigene geographische Welt“ und eine historische, kulturelle und ökonomische Einheit mit wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Interaktionen vieler Völker, die in einem „Assimilationskessel“ (Savizkij 1927) die Entstehung einer multinationalen Identität oder, nach Trubeckoj, einer „symphonischen Persönlichkeit“ herbeiführten (Trubeckoj 1927, 3). Ihre geographische Integrität sei bedingt durch die Steppe, die sich vom Altai über Kasachstan bis in die Ukraine und an die Donau erstreckte. Das Mongolenreich Dschingis Khans wurde als Prototyp des Russischen Grossreiches gesehen und die Wandervölker seien ein entscheidender Faktor bei der Staatsbildung gewesen (Trubeckoj 1925; Trubetzkoy 1991). Die Grenzen Eurasiens waren im Verständnis der Bewegung etwa identisch mit den Grenzen des Russischen Reiches und der 1922 entstandenen UdSSR. Die Eurasier versuchten, Raum- und Zeitfaktoren (*mestorazvitie*) zu verbinden, um historische Konstanten herauszuarbeiten. Jedes neue Phänomen stand für sie immer in einer Korrelation mit den archaischen Wurzeln. Im Eurasismus, der sich stark auf die Ideen des Biologen und Pan-Slawisten Nikolai Danilevskij bezog, waren Elemente einer anti-westlichen Einstellung und einer geopolitischen Vision einer *pax rossica* vertreten, die von den post-sowjetischen Neu-Eurasiern, wie etwa Aleksandr Dugin, später in einer radikalen nationalistischen Form aufgegriffen wurden. Obwohl die russisch-nationalistische Ideologie eine große Rolle spielte und der imperiale Anspruch entscheidend war, widmete diese Bewegung, wie Mark von Hagen bemerkte, den Randgebieten und der Völkervielfalt innerhalb Russlands sowie den asiatischen Komponenten in der russischen Kultur (Hagen 2004) besondere Aufmerksamkeit (Wiederkehr 2007; Shlapentokh 2007).

Zum Prager Eurasierkreis gehörte auch der Philologe Roman Jakobson (1896-1982), der ein Konzept eines „eurasischen Sprachenbundes“ entwickelte (Jakobson 1931). In seinem Aufsatz *Über die heutigen Voraussetzungen der russischen Slavistik*, der ebenfalls in Prag entstand und im selben Jahr wie Kondakovs Buch in der Zeitschrift *Slavische Rundschau* publiziert wurde (Jakobson 1929), verlangte Jakobson eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber den „nicht grossrussländischen“ Randgebieten – dem „eurasischen Kulturkreis“. In diesem programmatischen Text, in dem übrigens zum ersten Mal der Begriff „Strukturalismus“ erwähnt wurde, plädierte sowohl Jakobson als auch Kondakov für eine komplexe Wissenschaft – die der Slawistik – welche Geographie, Ethnographie, Sprach-, Geschichts-, Literatur- und Kunstwissenschaft vereinen sollte.

3 Das Seminarium Kondakovianum (ab 1931 Kondakov-Institut für Archäologie) wurde 1925 gegründet und 1948 aufgelöst.

In diesem Zusammenhang wäre es, so Jakobson, außerordentlich nützlich, Polen und insbesondere die Tschechoslowakei unter dem Aspekt der Erforschung von Konvergenzprozessen in slawischen Kulturen zu betrachten. Hier schwang Polemik gegenüber Trubeckoj mit, der Eurasien und Polen konfessionellen Grenzen folgend voneinander abtrennte. Indem Jakobson gewisse Konstanten in der Konvergenz zu erkennen meinte (wie etwa in der „slawischen Ethnopsychologie“), trat er für eine strukturelle und nicht teleologische Analyse ein (Strukturalismus versus Genetismus). In der nachsowjetischen Perspektive interpretierte man diesen Aufsatz Jakobsons als Ausdruck seiner Bereitschaft, Kompromisse mit dem sowjetischen Imperialismus zu schließen (Avtonomova/Gasparov 1997).

Roman Jakobson gehörte zu einer anderen Generation als Kondakov. Er war, neben dem Fürsten Nikolaj S. Trubeckoj, Mitbegründer des Prager Linguistischen Kreises, verfasste in Prag eine Studie über den tschechischen Vers und entwickelte die formale Methode in der Literaturwissenschaft mit. Anders als Kondakov, der seinerzeit Mitglied der rechts-nationalistischen Partei *Sojuz russkogo naroda* (Bund des russischen Volkes) war, gehörte Jakobson zu einer eher links orientierten Gruppe russisch-jüdischer Intellektueller. Besonders eng war sein Kontakt zu Formalisten wie Viktor Šklovskij oder Juri Tynjanov und zum Dichter Viktor (Velimir) Chlebnikov. In der Analyse der Poetik Chlebnikovs von 1921 plädierte er nicht nur für die Erforschung der so genannten Normsprache, sondern auch der regionalen Dialekte (*govory*), Kindersprache und Glossolalie (Jakobson 1921). In seinen erst in den 1970er Jahren entstandenen Tonbandaufnahmen „Meine futuristischen Jahre“ gibt Jakobson Zeugnis von der Bewegung des Futurismus, an der er aktiv beteiligt war. Er beschrieb sie als eine „einheitliche Front von Wissenschaft, Kunst, Literatur und Leben [...] reich an neuen, noch unbekannten Kostbarkeiten der Zukunft“ (Jakobson 1992, 13).

So unterschiedlich wie die beiden Wissenschaftler zu sein schienen – Kondakov gehörte dem, wie er selbst sagte, „unruhigen und melancholischen 19. Jahrhundert“ an (Mir Kondakova, 2004, 231), Jakobson blickte als Futurist (auf Russisch *budetljanin*) heiter in die Zukunft – es verband sie das Bemühen, eine universale Wissenschaft zu schaffen, um neue Forschungsgebiete zu erkunden. Ferner bestanden Gemeinsamkeiten in der Erforschung der „Konstanten“ der westslawischen Kultur in ihrem Verhältnis zur russischen und schließlich das ausdrückliche Interesse an den Randgebieten, vor allem an der südrussischen Peripherie, aus der, wie die beiden meinten, wichtige Impulse hervorgingen. Außerdem verband sie auch Prag als Zufluchtsort, wo diese wissenschaftlichen Ideen von der politischen Marginalität der Teilnehmer in vielerlei Hinsicht bestimmt wurden.

Vom Futurum zum Plusquamperfekt. Larionovs prähistorische Inspirationen

Michail Larionov (1881-1964), die führende Künstlerfigur des russischen Futurismus, stammte aus einer Steppengegend. Er verbrachte seine Kindheit in Tiraspol, wo er auch sein Künstleratelier behielt, hatte aber einen engen Bezug zu Tripolje (auf Ukrainisch Tripille), der Region, die für Archäologen eng mit der neolithischen Tripolje- (oder Cucuteni-)Kultur verbunden ist. Die archäologische Entdeckung dieser Kultur begann Ende des 19. Jahrhunderts. 1909-1910 führte Hubert Schmidt bedeutende Ausgrabungen von Cucuteni-Siedlungen in Bessarabien durch. Diese Kultur zeichnete sich durch sehr schöne Keramiken mit einer charakteristischen Linienornamentik sowie Frauenfiguren

eines bestimmten Typus aus, welcher der gerade entdeckten Kykladenkultur sehr ähnlich war (Abb. 1). Larionovs Interesse an Archäologie ist dokumentarisch belegt. Er besaß in seiner Bibliothek u.a. Kondakovs mehrbändiges Werk *Russisches Altertum in Kunstdenkmälern*. Im Gegensatz zu anderen Künstlerkollegen, die sich traditionell an Griechenland orientierten, wo sie ägäische und frühgriechische Kunst für sich entdeckt hatten (Ausgrabungen minoischer Kultur auf Kreta beeinflussten z.B. Künstler der *Welt der Kunst* Gruppe), beschäftigte sich Larionov intensiv mit Artefakten aus der heimatlichen Region. Das betraf nicht nur, wie zumeist angenommen, die sogenannten „Primitiven“ – Lubok (bunte volkstümliche Drucke), Ladenschilder, städtische Folklore der südrussischen Provinz – sondern auch die regionalen archäologischen Funde. Gerade die letzteren veranlassten ihn dazu, eine Poetik moderner Kunst zu formulieren, die ihre Inspiration aus prähistorischen Kulturen schöpfen sollte. So hegte er auch nach seiner endgültigen Übersiedlung nach Paris die Idee einer neuen Zeitschrift, die sich ausdrücklich nur mit der uralten und zeitgenössischen Kunst beschäftigen sollte. Die Ästhetik der Nomaden – Skythen und Hunnen – gehörte auch zu seinem Konzept eines universalen Theaters. (Pospelov, Iljušina 2005, 250)

Die Verwendung charakteristischer Formen von Idolenfiguren der Tripolje-Kultur findet man in einigen graphischen Werken Larionovs, wie etwa in Illustrationen zum Buch von Alexej Kručenyč *Pomada* von 1913. Auch in seinen Ende der 1920er Jahre in Paris entstandenen Pochoirs zum Album *Voyage en Turquie* verwendete er Motive der Ausgrabungen in Tripolje (Parton 1993, 96-112). Die Auseinandersetzung mit den Zeugnissen paläolithischer Zeit trat auch in Larionovs Illustrationen zum Poem *Zelenochka* von Velemir Chlebnikov hervor (Compton 1978). Auch in der Venus-Serie Michail Larionovs von 1912-13 manifestierte sich die Aneignung hieratischer Gesten und Formen prähistorischer Kunst. In diesen Werken verband er die naive Frische des sogenannten Primitivismus der Volkskultur mit der raffiniert-spielerisch verstandenen antiken Tradition, die er direkt an den prähistorischen Paganismus anknüpfte. In der friesartig aufgebauten Komposition und den ornamentalen Vogelmotiven der Venus-Bilder könnte man eine Anlehnung an die Katakombenbemalung aus Kertsch aus dem Buch von Kondakov/Reinach vermuten.

Aber auch in den rayonnistischen Bildern, die man gewöhnlich der darauffolgenden, nachprimitivistischen Phase zuordnet und die unter dem Einfluss französischer (Robert Delaunay) und italienischer Maler (Umberto Boccioni) entstanden sein sollen, kann man archäologisch inspirierte Anklänge finden. Die von Larionov und seinen Mitstreitern betriebene „body-art“ verwendet Motive der Tripolje-Keramik (Abb. 2). Diese Kunstart sollte, wie es im Manifest „Warum wir uns bemalen?“ verkündet wurde, die Verbindung der Kunst und des Lebens in der modernen urbanen Welt darstellen, nutzte dabei aber Formen archaischer Kulturen.

Die gleiche Verschmelzung eines tiefgehenden Archaismus und der brennenden Aktualität sah Jakobson bei dem russischen Dichter Velimir Chlebnikov: „Es ist nicht verwunderlich“, schrieb er 1921 in seiner Analyse zu Chlebnikovs Poetik, „dass die Dichtung Chlebnikovs Bezug zu den Tiefen der Steinzeit, aber auch zum russisch-japanischen Krieg hat, dass sie sowohl die Zeiten des Fürsten Vladimir evoziert als auch die Zukunft der Welt verkündet.“ (Jakobson 1921) Nicht umsonst meinte der scharfsinnige Anführer der Futuristen Marinetti während seines Besuchs in Russland im Winter 1914, dass die russischen Futuristen nicht das Futurum, sondern das Plusquamperfekt beschwören würden (Dmitrieva 2005).

Die Geburt der Moderne aus dem Geiste der Steppe. Die Künstlergruppe Hylaea

Das Interesse Larionovs und seiner Lebensgefährtin Natalja Goncharova an alten Kulturen wurde vermutlich durch die Begegnung mit Chlebnikov verstärkt oder gar erst geweckt. Den Sommer 1910 verbrachten Larionov und Goncharova auf dem Gut Černjanka in der südrussischen (heute ukrainischen) Steppe. Sie waren – wie auch Chlebnikov – Gäste von David Burljuk, dessen Vater Verwalter eines riesigen Guts des Grafen Mordvinovs nicht weit von Cherson und an der Grenze des Steppen-Naturreseervats Ascania Nova war.

Die Gebrüder Burljuk (zwei Maler und ein Dichter; die Schwester und Mutter waren auch Malerinnen) interessierten sich für die Urgeschichte dieser Gegend, die früher zum legendären Skythengebiet Hylaea gehörte, woher auch der Name der dort gegründeten Künstlergruppe rührte. Vladimir Burljuk nahm an Grabungen in zahlreichen Kurganen teil und entdeckte dort antike Kratere und Kiliken, die in dieser künstlerischen Familie als Gefäße für Pinsel dienten, sowie skythische Bögen. David Burljuk beschwor ihre hyläische Existenz als Rückkehr zum einfachen und wilden Leben, im Gegensatz zu dem in Künstlerkreisen sonst gepflegten raffinierten Aristokratismus (gemeint war die *Welt der Kunst* Gruppe). Gleichzeitig aber griffen sie auf antike Wurzeln zurück, die sie dort entdeckt haben wollten. Es handelte sich dabei aber um die uralte, nicht-klassische, oder – wie sie der Dichter Benedikt Lifšitz in seinem Buch *Polutoraglazjy strelez* („Der anderthalbäugige Schütze“), Abb. 3, bezeichnete – noch „vor-homerische“, „hesiodische“ Antike, d.h. die Antike der „Theogonie“ und nicht des „Trojanischen Krieges“. So erinnerte sich Lifšitz an die merkwürdige Überlappung des Heute und Vorgestern, die er bei seinem Aufenthalt in Černjanka vorgefunden hat: „Anstelle jener realen Landschaft, die durch verschiedene Details näher konkretisiert werden kann, entsteht jetzt vor meinen Augen eine unendliche Weite, die durch ein fluoreszierendes Weiß die Augen blendete.⁴ Dort, hinter der Horizontlinie, liegt der schwarze verlaute Gürtel der Aphrodite von Taurus, [...] die unendlichen, sich ständig bewegenden Schafherden. Nein, es ist der Mantel von Nessus, den Herakles auf seinem Weg in den Hylaea-Steppen verloren hat. Die Geschichte kommt zu ihren Ursprüngen zurück, wird neu geschrieben. [...] Der Wind von Pont Euxinus kommt wie ein Wirbelsturm, kippt die Mythologie um, entblößt die Kurgane, die mit lethargischem Schnee bedeckt sind. Die Scharen von Hesiods Gespenstern werden aufgeschreckt. Noch in der Luft werden sie neu gemischt, um dort, hinter dem kaum sichtbaren Ovid,⁵ sich als eine den Willen beflügelnde Mythologeme niederzulegen.“ (Lifšitz 1933, 29)

Die legendären Steppenbewohner wurden in der künstlerischen Imagination der Futuristen zu ihren „hyperboräischen Vorfahren“, genauso wie die Kosaken als direkte Nachfahren von den Skythen wahrgenommen wurden. Auch Kondakov sah in ihrer Kleidung und im Pferdegeschirr Überlieferungen der Skythentradition. Freiheitsliebe und übermäßige Lebenslust zeichnete die Skythen wie die Kosaken aus, sie galten auch als unmäßige Trinker. Schon zwanzig Jahre früher (1880) malte Ilja Repin die Zaporoger

4 Lifšitz weilte in Černjanka im Dezember 1911.

5 Anspielung auf das im russischen Diskurs verankerte Thema „Ovid als unser antiker Exilant“ (Gusejnov 2001). Vgl. auch das von Joseph Beuys zu einem Initialereignis stilisierte Erlebnis des Absturzes seines Militärflugzeugs in der Krim-Steppe, seine angebliche Rettung durch einheimische Nomadenstämme der Tataren, die ihn gegen Kälte mit Fett eingerieben und in Filz eingewickelt hätten, und seine Verwandlung in einen Nomaden (<http://www.commonuments.crimea-portal.gov.ua/rus/index> 28/09/09); zur Selbstdarstellung Beuys als „Eurasier“ siehe Lange 1999, 206-208, 231.

Kosaken als wilde freiheitsliebende Schar, die dem mächtigen türkischen Sultan Widerstand leistete.

Die archäologischen Motive aus Skythenfunden integrierte David Burljuk in seine Genrebilder und veranschaulichte damit die Überlappung der Zeiten. In seiner Kosaken-Serie orientierte er sich an populären Volksdarstellungen des *Kosaken Mamai*. Auch in diesen Bildern erkennt man „skythische“ Elemente. (Abb. 4, 5) Seine Gesichtsbemalung entsprach ebenfalls dem „skythischen“ Stil. (Abb. 6)

Für Natalja Goncharova bildeten die Steinfiguren, die sog. Steinbabas (von denen es auch einige im Burljukschen Anwesen gab) die Inspirationsquelle für ihre Bilder wie etwa in *Fruchtbarkeitsgott*; *Steinerne Frau (Stillleben)* und *Salzsäulen (kubistische Methode)*. (Abb. 7) In einem öffentlichen Diskussionsbeitrag von 1912 in Moskau bekannte sie sich zu diesen Idolen als Orientierung für die moderne Kunst: Der Kubismus sei nicht die Erfindung der Franzosen, wie üblicherweise dargestellt, sondern wurde schon von „unseren Vorfahren“ in den skythischen Steppenfiguren angewandt. Die russischen Künstler gehörten nicht dem Westen an, „unsere eigentliche Quelle“ liege in Asien, im Orient. (Lifšitz 1932, 80-83)

Wenn man diese bedrohlich wirkenden Steinidole betrachtet, die nicht nur nach formalen Experimenten aussehen, muss man auch das von den Bewohnern Černjankas gehegte Interesse an archaischen Kulturen, vor allem am Schamanismus berücksichtigen. Sowohl in den Illustrationen Goncharovas zur Aleksej Kručenyč's und Velimir Chlebnikov's *Mirskonza* („Die Welt vom Ende an“) als auch in graphischen Werken Larionovs, wie etwa in „Voyage en Turquie“, sowie in Gedichten Chlebnikovs wurden grenzüberschreitende Erfahrungen visualisiert und Zustände von Trance und Ekstase zum Ausdruck gebracht (Parton 1993, 106f). Chlebnikov verband in seinem Gedicht *Schamane und Venus* (1912) das „mongolische“ Schamanentum mit der europäischen „antiken“ Tradition. Asien, Steppe und Skythen waren Themen vieler seiner Gedichte in den 1910er Jahren.

Amazonen der Avantgarde. Exter, Goncharova und Rosanova

Die prähistorischen Kulturen, die Antike und die Skythen waren nicht die einzigen Quellen der neuen Kunstrichtung, die in Černjanka erarbeitet wurde. Eine wichtige Orientierung war zweifellos auch die moderne Kunst in Frankreich und vor allem der Spanier Picasso. Picasso kannte man aus der Sergei Ščukin-Sammlung in Moskau, wo seine Bilder in einem separaten Raum ausgestellt waren, umgeben von den vom Künstler selbst gesammelten afrikanischen Idolen, aber auch aus den Abbildungen, die die Kiewer Künstlerin Aleksandra Exter aus Paris mitgebracht hatte.

Die Rolle der Frauen, diesen – Lifšitz zufolge – Amazonen der Avantgarde, kann bezüglich der radikalen Umformulierung der Kunst nicht genug unterstrichen werden.

Alexandra Exter transformierte in ihren Theaterbildern das ekstatische Pathos antiker Menaden in moderne Formen, die sie aus der französischen Malerei kannte. Lifšitz sah in ihr die „kriegerische Energie einer Penthesilea“ (Lifšitz 1933, 143). So schrieb er über sie und auch Natalja Goncharova und Ol'ga Rosanova: „Diese drei bemerkenswerten Frauen gehörten [...] zur Vorderfront russischer Malerei und brachten in ihr Milieu die kriegerische Energie ein, ohne die unsere weiteren Erfolge unmöglich gewesen wären. Diesen Amazonen, diesen skythischen Reiterinnen verlieh eine Impfung französischer Kultur nur eine größere Widerstandskraft gegenüber dem westlichen ‚Gift‘. Auch wenn keine von ihnen sich die rechte Brust abgeschnitten hatte [...] geschah es allein aus

ästhetischen Gründen.“ (Lifšitz 1933, 143) Obwohl sich keine der Frauen selbstverstümmelte, war die Assoziation mit diesem Attribut kriegerischer Frauen präsent. Eine Anspielung an Penthesilea kann man vielleicht in der Szene aus dem Film „Kabarett Nr. 13“ von 1913 erkennen, in dem Larionov (mit bemaltem Gesicht) Goncharova mit offener Brust auf den Armen trägt. Solche Rollenspiele wurden oft inszeniert: Die Pinsel Goncharovas, die sich übrigens gern in männliche Kostüme kleidete, sind auf einem Foto aus dem Atelier wie die Lanze einer Amazonin auf Larionov gerichtet, der sich in Militäruniform als Ergebener präsentiert.

Orient und Okzident. Der anderthalbäugige Schütze

Die Geburt der Moderne aus dem Geiste der Steppe bedeutete auch eine wichtige Verschiebung der gewohnten imperialen Perspektive vom Zentrum (Petersburg als Ort der Macht und der Kultur) auf die Peripherie, d.h. auf die südrussländischen Randgebiete, mit ihren Zentren – wie etwa Kiew, Odessa oder Rostov. Durch diese Veränderung des Blickwinkels interpretierte Lifšitz die ukrainische Aussprache von Burljuk als besonders „selbstbewußt“ (Lifšitz 1933, 21). Bei der Begegnung mit dem großen Sprachwissenschaftler Baudouin de Courteney war Lifšitz erstaunt über seine „galizisch-ukrainische Aussprache“ im Russischen und fragte, ob möglicherweise die russische Ursprache den südrussischen näher als den nördlichen Sprechweisen (die als Norm gesehen wurden) gewesen sei. (Lifšitz 1933, 248) Die *govory* (Dialekte) standen, wie alle Abweichungen von der „Norm“, jetzt im Mittelpunkt des Interesses der Sprachwissenschaftler.

Benedikt Lifšitz schrieb seine Erinnerungen an die Ereignisse der Vorkriegszeit in Leningrad Anfang der 1930er Jahre nieder, d.h. in der Blütezeit des „klassischen“ Eurasismus (oder „Skythismus“, wie er es nannte), der als Bewegung der Emigration in Sowjetrussland verpönt war. Zum Symbol der radikalen russischen Kunst wurde für ihn – rückwirkend betrachtet – eine „eurasische“ Gestalt: Ein skythischer Reiter mit einer Lanze in der Hand, der sich in einem unaufhaltsamen Drang dem Westen entgegen bewegt. „Sein Gesicht aber“, schreibt Lifšitz, „ist nach hinten, dem Orient zugewandt, nur ein halbes Auge sieht in westliche Richtung – das ist ein anderthalbäugiger Schütze!“ (Lifšitz 1933, 97) In seinen Erinnerungen wurde das Steppengebiet um Černjanka zu einer Koordinate, aus der die neue Richtung in der Kunst und Literatur hervorging, die unter dem Namen des Futurismus „in die Geschichte“ eingegangen war. (Lifšitz 1933, 97)

Auch heute übt die Steppe eine besondere Faszination aus und aus ihrem Geist werden immer wieder neue künstlerische Projekte sowie geopolitische Konzepte entwickelt. Man denke nur an die Neuinterpretation der Tripolje-Kultur als angebliche Urquelle der ukrainischen Kultur sowie der gesamten europäischen Zivilisation, die bis in die Parlamentsdebatten in Kiew vorgedrungen war.⁶ Anknüpfungspunkte an das Thema „Steppe“ lassen sich aber auch in einigen „eurasisch“, anti-westlich und sogar imperial ausgerichteten Filmproduktionen der letzten Jahre finden, wie etwa dem russisch-kasachischen Film „Der Mongole“ von Sergei Bodrov von 2007⁷ sowie einer neuen russischen Verfilmung von Nikolai Gogols Novelle „Taras Bul’ba“ (Regisseur Vladimir Bortko, 2009), oder aber in der „sakralen Geographie“ Aleksandr Dugins, in der das russische Volk ein „magisches Zentrum“ des „mystischen Eurasien“ bildet (Dugin 2000).

6 Siehe: <http://www.trypillia.com/articles/ua/ru2.shtml>

7 Siehe den Beitrag von Alfrun Kliems und Mathias Mesenhöller in diesem Heft.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion musste auch das gemeinsame kulturelle Erbe „Eurasiens“ neu aufgeteilt werden. Die meisten antiken Stätten auf der Krim sowie Tripolje befinden sich jetzt auf dem Territorium der Ukraine. Weitere Siedlungsgebiete dieser Kulturen sind in Rumänien, Moldova und der Russischen Föderation anzutreffen. Verblüffende Funde von Nomadenkulturen auf dem eurasischen Kontinent wurden in letzter Zeit von deutschen Archäologen gemacht. Sie spürten Spuren skythischer Kultur im Altai, Kuban’ und Zaporozhje auf. (Parzinger 2008)

Die Idee der kulturellen und historischen Einheit Eurasiens wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von Randständigen entwickelt, die sich infolge der historischen Ereignisse außerhalb des Territoriums des Zarenreiches befanden, also außerhalb des Gebietes, das die UdSSR nach dem Niedergang des russischen Imperiums wiedervereinen konnte. Nach dem politischen Zerfall des „sowjetischen Imperiums“ Ende des 20. Jahrhunderts gewannen diese visionären Theorien – genährt von anderen geopolitischen Aspirationen – eine neue Brisanz.

Die Steppenregionen waren, wie die Werke von Anhängern der eurasischen Idee immer wieder zeigen, Räume, in denen schwierige Auseinandersetzungen mit dem „Westen“ stattgefunden haben – man denke hier z. B. an die Skythen zwischen der griechischen Welt und dem Orient oder an Hetman Mazepa zwischen Russen, Ukrainern und Schweden.

Gleichzeitig war die Steppe eine Projektionsfläche für Künstler, die sich für prähistorische Kulturen interessierten und sich als Futuristen bezeichneten. Ähnlich wie die italienischen Futuristen, deren Aktivitäten sie aufmerksam verfolgten, waren die russischen Künstler und Dichter dieser Bewegung an der Dekonstruktion traditioneller kultureller Werte beteiligt. In ihrem Manifest „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“ (1912) riefen sie auf, „Puškin, Dostojevskij, Tolstoj usw. usw. [...] vom Dampfer der Gegenwart zu werfen“ (Asholt/Fähnders 1995, 28). Wie die Italiener waren sie auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen der Kunst, zu denen eine trans-mentale Sprache und eine radikale performative Geste der Intervention der Kunst ins Leben gehörten. Anders als die italienischen Futuristen waren die Russen in ihren Zukunftsvisionen jedoch weniger an urbanen Formen der Modernität interessiert, sondern versuchten, die archaischen Ursprünge ihrer Kultur für sich wiederzuentdecken, oder – wie Marinetti bemerkte – das „Plusquamperfekt“ zu beschwören. Die Nomadenkulturen der Steppe und der sibirische Schamanismus gehörten gleichsam zu den Inspirationsquellen der neuen Kunst.

Dabei stützten sich die Künstler auf archäologische, philologische und kunsthistorische Entdeckungen, die um die Jahrhundertwende gemacht wurden. Die südrussische Steppe mit ihren gerade erkundeten und noch verborgenen Schätzen wurde für sie zu einem Raum, in dem die „eigene“ Antike mit dem „eigenen“ Orient zusammentraf. Dabei versuchten sie sich in den 1910er Jahren – ähnlich wie die Eurasier in den 1920er Jahren – vom „Westen“ abzugrenzen. Im Manifest „Wir und der Westen (Plakat Nr. 1)“, das der Dichter Benedikt Lifšitz, der Maler Georgij Jakulov und der Musiker Artur Lurje im Zusammenhang mit dem Besuch Marinettis verfasst hatten, behaupteten sie, dass der Ausweg aus der Krise für die in nationale Schulen geteilte europäische Kunst die Hinwendung zum „Osten“ sei. Das einzige Land, dessen Kunst nicht „territorial“, sondern „kosmisch“ sei, wäre Russland (Asholt/Fähnders 1995, 72–73). Auch deswegen ist das Gesicht des Nomadenreiters, den Lifšitz als Symbol des russischen Futurismus gewählt hatte, nach Osten gewandt und blickt nur mit einem halben Auge Richtung Europa.

Bibliographie

- Antiquités du Bospore Cimmérique, conservées au Musée de l'Ermitage Impérial* (1854). St. Petersburg, 2 Bände.
- Asholt, W./Fähnders, W. (1995) *Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde* (1909-1938). Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Avtonomova, N./Gasparov, M. (1997) Jakobson, slavistika i evrazijstvo: dve konjunktury, 1929-1953 [Jakobson, Slawistik und Eurasismus: zwei Konjunkturen 1929-1953]. In: *Novoje literaturnoje obozrenije (NLO)*, 23.
<http://magazines.russ.ru/nlo/1997/23/gasparov.html> (13/10/08)
- Compton, S. (1978) *The World Backwards: Russian Futurist Books 1912-1926*. London: British Library.
- Dmitrieva, M. (2005) Kulturdestruktion und Kulturtransfer – ein Dilemma des osteuropäischen Futurismus. In: Mitterbauer, H./Scherke, K. (Hg.) *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*. Studien zur Moderne, 22. Wien: Passagen-Verlag: 277-296.
- Dugin, A. (2000) *Misterii Evrazii* [Eurasians Mysterien]. Moskva: Arktogeta.
- Gusejnov, G. (2001) Moldowa: Rezeption der Antike und die Geschichte der Altphilologie in Moldowa. In: *Der Neue Pauly. Reallexikon der Antike. Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart/Weimar: J.B.Metzler, Bd.15/1: 532-535.
- Hagen, M. von (2004) Empires, Borderlands, and Diasporas: Eurasia as Anti-Paradigm for the Post-Soviet Era. In: *The American Historical Review*, Vol. 109 (2).
<http://www.historycooperative.org/journals/ahr/109.2/hagen.html> (14/05/09)
- Jakobson, R. (1992) *Meine futuristischen Jahre*. Berlin: Friedenauer Presse.
- Jakobson, R. (1921) *Novejšaja russkaja poezia. Podstupy k Chlebnikovu* [Die neueste russische Dichtung: Annäherung an Chlebnikov].
<http://philologos.narod.ru/classics/jakobson-nrp.htm> (22/10/08)
- Jakobson, R. (1929) Über die heutigen Voraussetzungen der russischen Slavistik. In: *Slavische Rundschau*, 1 (8), 629-646.
- Jakobson, R. (2002) K charakteristike evrazijskogo jazykovogo sojuza [Zur Charakteristik des eurasischen Sprachenbundes]. In: Ders. *Selected Writings*, 13, 144-201. Berlin (erstmalig Paris 1931).
- Kondakov, N. (1929) *Očerki i zametki po istorii srednevekovogo iskusstva i kul'tury* [Aufzeichnungen zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst und Kultur]. Prag: Vydala Česká Akademie Věd.
- Kondakov, N./Tolstoi, I. (1889-90) *Russkie drevnosti v pamjatnikach iskusstva* [Russische Altertümer in Kunstdenkmälern]. St. Petersburg.
- Kondakov, N./Tolstoi, I./Reinach S. (1891) *Antiquité de la Russie méridionale*. Paris: Leroux.
- Lange, B. (1999) Joseph Beuys. *Richtkräfte einer neuen Gesellschaft: der Mythos vom Künstler als Gesellschaftsreformer*. Berlin: Reimer.
- Liberman, A. (ed.) (1991) *The Legacy of Gengis Khan and Other Essays on Russia's Identity*. Ann Arbor: Michigan Slavic Publisher.
- Lifšitz (1933) *Polutoraglazyj strelec* [Der anderthalbäugige Schütze]. Leningrad: Izdatel'stvo pisatelej v Leningrade.
- Mir Kondakova. *Publikacii. Stat'i. Katalog vystavki* [Kondakov und seine Welt. Editionen. Aufsätze. Katalog der Ausstellung] (2004). Moskau: Russkij put'.
- Parton, A. (1993) *Mikhail Larionov and the Russian Avant-garde*. London: Thames & Hudson.

- Parzinger, H. et al. (Hg.) (2008) *Im Zeichen des Goldenen Greifens. Die Königsgräber der Skythen*. München: Prestel.
- Pospelov, G./Iljušina, E. (2005) *Michail Larionov: živopis', grafika, teatr* [Michail Larionov. Malerei, Graphik, Theater]. Moskau: Galart.
- Rostovzev, M. (1922) *Iranians and Greeks in South Russia*. Oxford: Clarendon Press.
- Savickij, P. N. (1927) *Rossija – osobyj geografičeskij mir* [Russland – eine eigene geographische Welt]. Paris/Berlin/Prag: Evraz. Knigoizd.
- Shlapentokh, Dmitry (ed.) (2007) *Russia between East and West: scholarly debates on Eurasianism*. Leiden/Boston: Brill.
- Tolz, V. (2005) Orientalism, Nationalism, and Ethnic Diversity in Late Imperial Russia. In: *The Historical Journal*, Vol. 48 (1): 127-150.
- Trubeckoy, N. S. (1925) Nasledie Čingiz-Chana. Vzgljad na russkuju istoriju ne s Zapada a s Vostoka. In: Ders. *Istoria*. Berlin: Evrazijskoe knigoizdatel'stvo: 211-266.
- Trubeckoy, N. S. (1927) *K probleme russkogo samopoznanija. Sbranie statej* [Zum Problem der russischen Selbsterkundung. Eine Aufsatzsammlung]. Paris: Evrazijskij Knigoizdat.
- Trubeckoy, N. S. (2005) *Russland – Europa – Eurasien. Ausgewählte Schriften zur Kulturwissenschaft*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.
- Znamenski, A. (2007) *The Beauty of the Primitive: Shamanism and the Western Imagination*. New York [a.o.]: Oxford University Press.
- <http://www.commonuments.crimea-portal.gov.ua/rus/index> (28/09/09)
- <http://www.trypillia.com/articles/ua/ru2.shtml> (17/06/09)

Abbildungsnachweis

1. Foto von Andrey Bondarev
- 2., 6. Evgenij Kovtun *Russkaja futurističeskaja kniga*, Moskau: izdatel'stvo Kniga, 1988
3. Benedikt Lifšitz *Polutoraglazyj strelez*, Leningrad: Izdatel'stvo pisatelej v Leningrade, 1933
4. *Ukrainskij avangard 1910-1930 rokiv*, Kiew: Mistectvo 1996
5. Nikodim Kondakov *Očerki i zametki po istorii srdenekovogo iskusstva i kultury*, Praha: Vydala Česká Akademie Věd, 1929
9. Michail Larionov – Natalja Goncharova. *Šedevry parižskogo nasledija*, Moskau: Gosudarstvennaja Tretjakovskaja Galereja, 1999
7. Wikimedia (http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Baba_0084.jpg 18/08/2009)

Marina Dmitrieva is an art historian at the Leipzig Centre for the History and Culture of East Central Europe (GWZO). Her main interests are classical avant-garde, urban visual culture in Central and Eastern Europe and art historiography.

E-Mail: dmitriev@rz.uni-leipzig.de



Abbildung 1: Frauenfigur, Tripolje, ca. 5000-3000 v. Chr., Bondarev⁸, Foto Andrey Bondarev

⁸ Ich danke Anna und Andrey Bondarev für das Foto und die Reproduktionsgenehmigung.



Abbildung 2: Foto von Natalja Goncharova mit bemaltem Gesicht, 1913



Abbildung 3: Vorsatz und Titelblatt des Buches von Benedikt Lifšitz *Polutoraglazyj strelez* („Der anderthalbäugige Schütze“), Leningrad: Izdatel'stvo pisatelej v Leningrade, 1933



Abbildung 4: David Burljuk, *Kosake Mamai*, Gemälde, 1912-1913, Ufa, Kunstmuseum



Abbildung 5: Skythische Fibel, Illustration aus Nikodim Kondakov *Očerki i zametki po istorii srdenevekovogo iskusstva i kultury*, Prag 1929

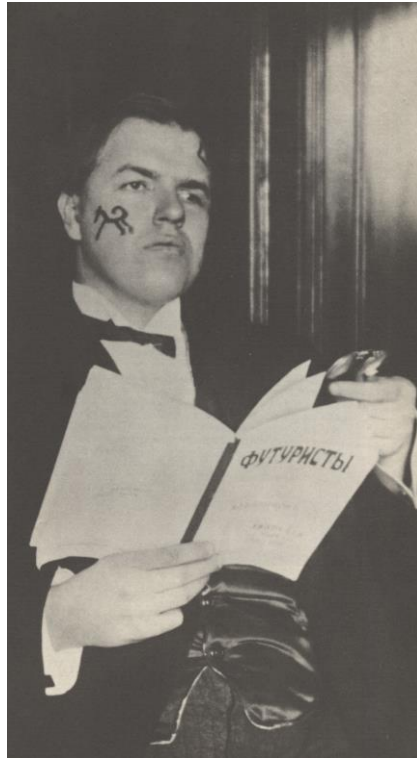


Abbildung 6: Foto von David Burljuk mit bemaltem Gesicht, 1910er Jahre

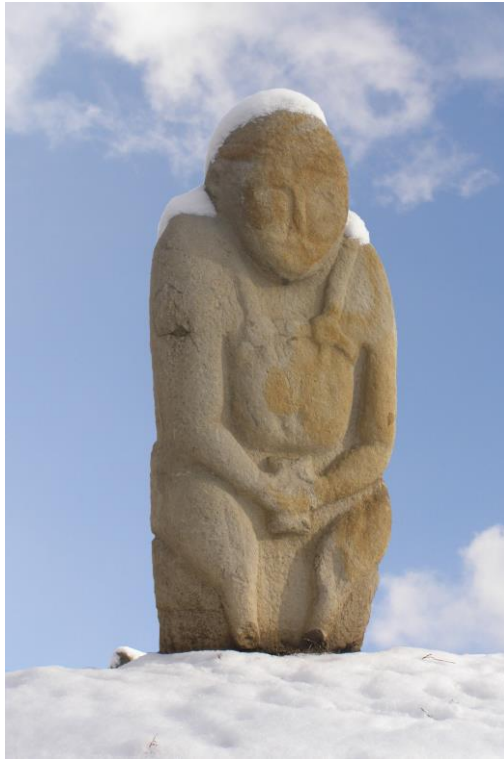


Abbildung 7: Kipchak-Baba



Acker oder Weide? Die Zivilisation der Steppe und die Administration der Nomaden

Peasants or Pastures? The Civilization of the Steppe and the Administration of Nomads

Olaf Günther

Abstract

The article is about the interactions between the Russian Empire and the nomadic tribes in the steppes of Central Asia. Nomadic economies and culture were well integrated into the surrounding environments but were urged by the Russian colonial administration to change to the sedentary lifestyle of an agrarian society. With this step Russian colonial politics hoped to solve the problems arising in its Central regions following the abolition of serfdom and the ensuing problem of scarcity of common land. The answer to these problems was contained in the sedentarisation of the nomads. This is why the Russian colonial administration oriented its general education of the nomads towards farming and agriculture. The aim was to introduce the advantages of agrarian economies through agrarian schooling. This experiment failed however, and the permanent settlement of the Steppes was only successful after the education of Russian settlers. The article follows the implementation of the school models through the debate on sedentarisation.

Keywords: Russland; Zentralasien; Kolonialismus; Nomadismus; Bildung

Das 19. Jahrhundert war für Russland das Jahrhundert, in dem es die europäische Bühne als Kolonialmacht betrat. Zwar hatten schon im 17. Jahrhundert russische Siedler und Kaufleute die Weiten Sibiriens erschlossen und von hier aus wirtschaftliche Kontakte mit China aufgenommen, geopolitisch war dies jedoch nicht von Belang. Das 19. Jahrhundert war die Epoche, in der das Imperium – noch nicht der Nationalstaat – die im Weltmaßstab dominante territoriale Organisationsform von Macht darstellte (Osterhammel 2008, 606). In den Jahren 1865 und 1867, als Russland die Steppengebiete Zentralasiens besetzte, die heute den Großteil des Staates Kasachstan bilden, legte es den Grundstein zu einem bedeutsamen historischen Konflikt des 19. Jahrhunderts, der heute als „Great Game“ (Hopkirk 1994) bekannt ist und in der Bildung Afghanistans als Pufferstaat zwischen dem „englischen Löwen“ und dem „russischen Bären“ gipfelte. Ein wichtiges Anliegen des Zaren Alexander II. (1855-1881) war, die Interessen der Zentralmacht in St. Petersburg stärker an der Peripherie durchzusetzen. Die Geschehnisse am Rande des Reiches wurden unter seinem Vater Nikolaus I. (1825-1855) vor allem den Wehrbauern, auch Kosaken genannt, anvertraut. Diese sorgten dafür, dass Russland eine schwingende Grenze zu seinen Nachbarn, den kasachischen Stammesverbänden, unterhielt. Diese „Schwingungen“ stellten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts aber aus britischer Sicht die Grenze zu British Indien infrage und die Briten verlangten von Petersburg das Herstellen

klarer Verhältnisse.¹ 1867 wurde das Generalgouvernement der Steppe gegründet und die russische Administration ging schrittweise dazu über, die Steppengebiete zu verwalten.²

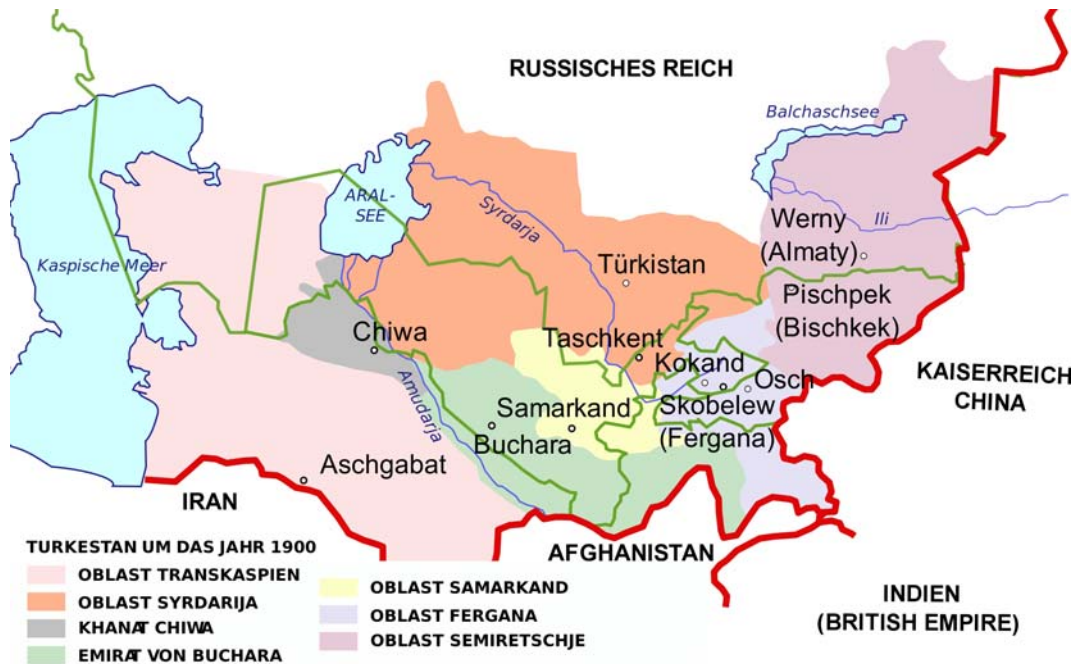


Abbildung 1: Die zentralasiatischen Bezirke des Russischen Imperiums. Schwerpunktregion dieses Artikels ist der östliche Bezirk Semirečie (violett).

In Russland war das 19. Jahrhundert darüber hinaus von Ereignissen bestimmt, welche die Modernisierung der Gesellschaft vorantrieben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft 1861, die die Bauern schrittweise von der Schollengebundenheit befreite, war ein wichtiger Schritt zur Überwindung feudaler Strukturen. Die Freisetzung der leibeigenen Bauern 1861 führte zwar zu steigendem Wohlstand auf dem Lande, produzierte aber auch überall einen Mangel an bestellbarem Land. Die Übersiedlung nach Sibirien oder in die Steppengebiete wurde von vielen russischen Landlosen als probates Mittel gesehen und oft auf eigene Faust organisiert. Die Städte Omsk oder Orenburg, die ehemaligen Außenposten Russlands, wurden wichtige Anlaufpunkte der Kolonisierung neuer Gebiete in der kasachischen Steppe (Abb. 1). Die Interessen der Zentralmacht sollten in der Steppe³ durch

- 1 Der Begriff der schwingenden Grenze wurde von Theresa Elze eingeführt, siehe Elze, T.: Die Ambivalenz der Grenze. Handlungsorte an der deutsch-polnischen Grenze im Jahre 2006. Unv. Magisterarbeit am IfE der UL. Leipzig 2007, S. 71. Auf Zentralasien übertragen macht die schwingende Grenze darauf aufmerksam, dass Gebietsaneignungen in der Steppe und in Turkistan nicht immer auf Anordnung Petersburger Militärfunktionäre beruhten, sondern häufig durch den Eigensinn der dort stationierten Offiziere. Verwiesen sei auf die Annexion Taschkents am 5 Juni 1865 durch Oberst Chernjaev als prominentestes Beispiel.
- 2 Eine Abbildung, welche die Nationalallegorien „Bär“ und „Löwe“ illustriert, findet sich unter [http://de.wikipedia.org/wiki/Russischer_B%C3%A4r_\(Nationalallegorie\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Russischer_B%C3%A4r_(Nationalallegorie)).
- 3 Mit Steppe ist im gesamten Artikel das von der russischen Administration eingerichtete „Gouvernement der Steppe“ gemeint.

Gesetze abgesichert werden und die Grundlage für eine effiziente Kolonisation der Gebiete bilden. (Hildermeier 1989, 14-26)

Die Vorstellungen Petersburgs, Russland habe große, menschenleere Gebiete besetzt, wurden jedoch bald durch die Aufstände in den Steppen Lügen gestraft. Neusiedler hatten das Weideland nomadischer Viehzüchter besetzt und damit die Wirtschaftlichkeit der Nomaden in Frage gestellt (Škapskij 1907a, 134f).⁴ Landflüchtige Kasachen, meist durch Viehverlust zum Tagelohn getriebene Viehzüchter, suchten zudem Schutz und Lohnarbeit in den Steppenstädten Orenburg oder Omsk und verursachten hier eine Reihe sozialer Probleme. Die geplante Eisenbahnlinie, entlang derer Siedlungsstationen errichtet werden sollten und die das neue Generalgouvernement Turkestan mit den Zentralrussischen Gebieten verbinden sollte, wurde durch die Steppenaufstände in Frage gestellt.

In der russischen Kolonialpresse entbrannte daraufhin eine Debatte, wie diese Probleme in den Griff zu bekommen seien. Das Allheilmittel hierfür, so die einhellige Meinung, war die Sesshaftmachung der Viehzüchter. Um diese voranzutreiben und vor allem verarmten kasachischen Viehzüchtern eine Alternative zur Tagelöhnerie zu bieten, errichtete die russische Kolonialverwaltung Landwirtschaftsschulen in der Steppe. Sie sollten kasachische Viehzüchternomaden von ihrer Lebensweise abbringen und deren Weg in die Sesshaftigkeit durch Wissensvermittlung erleichtern. Dabei übersah die russische Kolonialmacht, dass die Kasachen durchaus über eine Feldwirtschaft verfügten. Diese wurde von verarmten Stammesmitgliedern in der Nähe der Winterquartiere betrieben.

Dieser Beitrag untersucht – um es vorwegzunehmen – die Geschichte eines gescheiterten Experiments, das Sesshaftmachung durch landwirtschaftliche Bildung erreichen wollte. Die Debatten, die diesen Versuch begleiteten, füllten 30 Jahre lang die Zeitungen in der kasachischen Steppe. Viele Justierungen, Verbesserungen und Anpassungen an die lokalen Gegebenheiten wurden vorgenommen, jedoch von den Kasachen konsequent missachtet.

Das Scheitern dieses Experiment zeigt, dass sich wirtschaftliche und damit kulturelle Eigenheiten an die Steppe knüpften, die in unvereinbarem Gegensatz zu den Gegebenheiten sesshafter Gesellschaften zu stehen schienen. Erst die gewaltsame Sesshaftmachung der Kasachen während der Kollektivierung in den 1930er Jahren führte letztlich zu dem von den russischen Verwaltern gewünschten Ergebnis. Eine Million Tote – etwa ein Drittel der nomadischen Bevölkerung – waren die Folge. (Ohayon 2006)

Die Steppe

Die Steppen Zentralasiens sind seit dem Trockenfallen des Inneren des Kontinents nach der letzten Eiszeit vor allem für eine nomadische Lebensweise geeignet. (Khazanov 1994, S. 94f.) Im Altertum lebten hier berühmte Reitervölker wie die Hunnen, die Saken oder die Mongolen. Nomadische Lebensweise bedeutet, die Steppe saisonal an verschiedenen Orten zu nutzen: im Sommer durch eine auf Schafen, Kamelen und Pferden beruhenden Weidewirtschaft, im Winter durch das Aufbrauchen der Überschüsse des Sommers. Dabei bedeutet ein großer Viehbestand Reichtum, Viehlosigkeit bzw. Viehverlust hingegen Armut. Bei den historischen Nomadenstämmen konnte ein begrenzter Anbau

4 Um z.B. den Verlust ihrer Winterweiden zu verhindern, blieben Viehzüchter manchmal im Sommer auf den kostbaren Winterweiden. Dazu ausführlich S. 68f.

von Getreide im Sommer nachgewiesen werden, um für Nahrungsmittel im Winter, wenn die Milcherzeugung nachlässt, vorzusorgen.

Im meist regenreichen Frühling schlossen sich Haushalte zum Zug auf die Sommerweiden zusammen. Der Auszug in die Steppe garantierte den Haushalten ein reicheres Auskommen als die Sesshaftigkeit in den Winterquartieren. Nur wer seine Herde durch Krieg, Naturkatastrophen oder Misswirtschaft verlor, musste in den Winterquartieren verweilen. Sobald die Verarmten durch Stammeshilfe wieder zu Tieren gekommen waren, gingen sie wieder auf die Sommerweiden. Die Landwirtschaft der Stammesgruppen lastete somit auf den Schultern verarmter Stammesmitglieder und war Zeichen für einen Souveränitätsverlust im Stammesverband, sozialen Abstieg und Marginalisierung. (Botbaev 1890; Kurmanbaev 1894a)

Die Zusammengehörigkeit einzelner Haushalte wurde durch die Blutsbande geregelt, dem bestimmenden Merkmal tribaler Zusammenschlüsse. Es bildeten sich dadurch kleine Stammesgruppen, die sich hierarchisch um einen Oberhaupt (*bij*) gruppierten. Je nach Stärke der jeweiligen Stammesverbände vereinten sich mehr oder weniger Stammesgruppen um einen Führer, denen dadurch Landfrieden garantiert war, die sich aber auch an Verteidigungsaufgaben und -ausgaben zu beteiligen hatten. Rechtssprechung war interne Aufgabe der Haushalte, Gruppen bzw. Verbände, je nach Ausmaß des Konflikts. War eine Einigung auf Verbandsebene nicht erreichbar, zerfielen die Verbände durch Krieg. Die Stammesführerschaft war zwar erblich, wurde aber schnell aberkannt, wenn Charisma und Intellekt nicht für Führungsqualitäten taugten. Somit war Herrschaft in der Steppe sehr dynamischen Prozessen unterworfen und stützte sich auf ein komplexes System von Loyalität und Allianzen. (Lemerrier-Quelquejey 1998, Tynyshpaev 1990)

Die kasachischen Stammesführer und die Frage der Sesshaftigkeit

Als das russische Zarenreich die Steppe eroberte, war es zunächst daran interessiert, die lokale Stammesaristokratie zu stützen. Das Toleranzgebot Katharina II. garantierte seit 1773 die Freiheit des religiösen Bekenntnisses.⁵ Für alle Religionsgemeinschaften wie den Islam, bei denen an das religiöse Bekenntnis auch an eine eigene Rechtssprechung gekoppelt war, bedeutete das zu einem gewissen Maß die Möglichkeit der Selbstverwaltung. Dieser regulative Rahmen wurde nur dann überschritten, wenn russischstämmige Personen in den Rechtsstreit verwickelt waren oder wenn der Streit russische Interessen berührte. (Wheeler 1964, 92f; Martin 2001, 134)

Bei den seit der Einführung des Steppenstatuts⁶ (1891) veranstalteten Wahlen von Gebietsvertretern und Richtern aus einheimischen Reihen konnten Stammesführer oft durch Loyalität, Stimmenkauf und diverse politische Tricks zu einflussreichen Personen werden. In einem Artikel beklagt ein kasachischer Autor, dass die früher gelobte Weisheit der Stammesführer durch persönlichen Reichtum mehr und mehr untergraben werde. Nur

5 Das regelte das Toleranzedikt vom 17. Juni 1773. Davon ausgenommen war allerdings die große Zahl von Juden, die seit der Ersten Teilung Polens ihre Untertanen waren. Siehe: Innenpolitik von Katharina II in der wikipedia ([http://de.wikipedia.org/wiki/Katharina_II._\(Russland\)#Innenpolitik](http://de.wikipedia.org/wiki/Katharina_II._(Russland)#Innenpolitik) 16.08.2009).

6 Das Steppenstatut ist 1890 das erste für das Generalgouvernement der Steppe verabschiedete Gesetzeswerk, das die administrativen Rechte der Kolonialregierung in der Steppe regelte.

Reichtum könne einen Posten in der Verwaltung garantieren. Es gäbe sogar Lieder, die besingen: „Du kannst einen Verstand haben wie Platon, doch an den Gebietsposten kommst du ohne Geld nicht.“ (Kurmanbaev, 1894b)

Neben Eingriffen in die nomadische Selbstverwaltung wollte die russische Kolonialregierung aber auch Einfluss auf die sozialen Strukturen der Steppe nehmen. Als der Semirečie-Gouverneur Kolpakovskij beschloss, die zur Bewachung der Grenze wichtige Kosakenarmee zu vergrößern, eröffnete er den Kasachen die Möglichkeit, in die Kosakenregimenter einzutreten. Die Sesshaftmachung einzelner Haushalte hieß jedoch automatisch Gebiets- und damit Machtverlust der Kasachischen Stämme. (Čirkin 1907, 73) Durch die staatliche Vergabe von Ackerland an Nomaden hoffte man, diese aus dem Einflussbereich der kasachischen Stammesführer herauszuholen und sich eine Masse loyaler Bauern zu schaffen. Die Beamten vor Ort beteuerten, dass von einzelnen Armen mehrfach der Wunsch geäußert worden sei, Land zu erhalten, um sich von den Stammesoberhäuptern lossagen zu können. (Cabel' 1907, 79-100) Damit schufen sie ein Problem: Je mehr Nomaden sich im administrativen Gebiet, in dem sie gewählt werden wollten, sesshaft machten, desto mehr Stimmen verloren sie, da nun Loyalitäten wechselten. Durch das Machtinstrument der traditionellen Gerichte und der Selbstverwaltung konnten sie immer wieder durchsetzen, dass sich Leute aus den Listen, die Freiwillige für die Ansiedlung mobilisieren sollten, wieder austrugen. (Čirkin 1907, 76f)

Das russisch administrative Interesse an der Sesshaftigkeit

Eines der simpelsten Argumente der Kolonialadministration, die Sesshaftigkeit zu propagieren, war die Erleichterung der Arbeit auf der administrativen Ebene, da man eine sesshafte Gemeinde eindeutig in ihren Grenzen abstecken konnte. Die ständige Bewegung, die die nomadische Lebensweise mit sich brachte, bedeutete für den Fiskus steuerliche Unsicherheit. Nomaden erschwerten es der Administration, ihr wirkliches Steueraufkommen zu schätzen und einzutreiben. Die steuerliche Last für sesshafte Bauern hingegen konnte man eindeutig an deren Ertrag messen. (Škapskij 1907b, 46) Sesshaftigkeit kam dem Staat finanziell zugute, da sich die Steuereinnahmen in Bezirken mit Tendenz zur Sesshaftmachung erhöhten. (Čirkin 1907, 74)

Die sesshaft Gewordenen schufen außerdem Platz für die nachrückenden Siedler, da ihr Platzaufwand scheinbar viel geringer war. Die koloniale Administration konstatierte: Für hundert Pud Weizen brauche man einen Hektar Land, der fünf Menschen problemlos ernähren könne. Für vier Stück Vieh brauche man hingegen 25-30 Hektar Land und die könnten nur einen Menschen ernähren. (Čirkin 1907, 65) Die Sesshaftigkeit galt auch als Lösung für die Probleme des Land- und Viehdiebstahls. Die ständigen Kämpfe zwischen Stammesgruppen um die besten Weideplätze, die damit verbundene „administrative Instabilität“ in den kasachischen Gebieten und die immer wieder neuen Kräfteverhältnisse in der administrativen Ordnung sollten hierdurch umgangen werden. (Rumjancev 1912, 158f; Kurmanbaev, A. 1894a)

Es gab Kasachen, die sich tatsächlich auf russischem Land sesshaft machten und die Loyalitäten wechselten. Ein Beispiel für die Ansiedlung kasachischer Nomaden im Süden (Bischkek) zeigt dies deutlich: Hier wurden jedem freiwilligen kasachischen Siedler elf Hektar Land gegeben. Die Bewirtschaftung sah nur eine Produktion für die örtlichen staatlichen Abnahmestellen vor, der Staat war also einziger Abnehmer der Ernte. Die Freiwilligen bekamen Maschinen und Saatgut vom Staat gestellt und mussten diese Schuld innerhalb von zehn Jahren abbezahlen. Sie wurden aus ihren traditionellen Ge-

meinschaften ausgeschlossen, die sich nun nicht mehr für sie verantwortlich fühlten und bildeten eine eigene Gemeinde, die sich auf das russische administrative System und die russische Gerichtsbarkeit berief. (Čirkin 1907, 74)

Pläne zum Ausbau des Gebietes mit Hilfe der Eisenbahn

Wichtige Impulse zur Sesshaftmachung gingen neben den administrativen Maßnahmen vom Projekt des Eisenbahnstreckenausbaus in Russland aus. Die ersten großen Siedlungsbewegungen in den 1860er Jahren waren vor allem entlang der neuen Eisenbahntrassen in Sibirien zu finden. Die Eisenbahn wurde schnell zum wichtigsten Transportmittel für Rohstoffe aus den kolonisierten Gebieten und für Menschen, Lebensmittel sowie Haushalts- und Wirtschaftswaren nach Sibirien. (Stepnoj 1909, 244) Die Apologeten des Eisenbahnbaus brachten ihre Intensionen deutlich zum Ausdruck: Die Kolonisierung könne nicht auf Landverteilung oder auf den Transport zum Neuland reduziert werden. Mit dem Bau der Eisenbahn sei der Staat ebenso zu einer Reihe von Kulturarbeiten genötigt: Wege-, Brunnen-, Krankenhäuser- und Schulbau. Mit der Änderung der Politik seitens der Regierung kämen die Siedler in großen Wellen immer weiter in den Süden, in die Tiefen der Kasachischen Steppe. Da die meisten Siedler aber schon außerhalb des Einflussgebietes der Eisenbahn geraten seien, bedürfe es nun neuer Linien in die Steppe hinein. (Stepnoj 1909, 245–249) Den Befürwortern des Eisenbahnbaus war es weniger wichtig, welche Plätze die Nomaden belegten und welche Wirtschaft sie dort führen konnten. Was sie interessierte, war die Bereitstellung von zusammenhängenden Ländereien, damit sich entlang der Trasse Bauern ansiedeln konnten, die eine Rentabilität der Eisenbahn garantierten. Die Argumentation mit Zahlen war ihnen die wichtigste.⁷ Die Eisenbahnpioniere selbst benutzten noch radikalere Argumente. Sie schlugen vor, in Gebieten, die Möglichkeiten zum Ackerbau böten, im Zuge einer Landreform den kasachischen Nomaden Land auf der Grundlage von Ackerbaunormen zuzuteilen. So konnten diese zur Sesshaftigkeit gezwungen werden. Bei Unwilligen nähme man in Kauf, dass sie Richtung Süden auswandern. (Uspenskij 1907, 41f) Die Schiene prophezeie der Steppe blühende Zeiten, da die Eisenbahn Möglichkeiten zum Aufbau Industrieansiedlungen schaffe, wie Leder- und Wollbetriebe, Weinanbau, Mühlen und Bergbau. Außerdem bringe die Eisenbahn eine Reihe von Investoren mit sich, die auch aufgrund der in Russland vorherrschenden Industrie (Landmaschinen, Düngemittel, Material zur Etablierung neuer Industriestandorte usw.) Sesshafte als Kunden brauchten. (Čirkin 1910)

Die Siedler

Als die Politik Alexander II. den leibeigenen Bauern 1861 mehr Freiheiten gab, musste der Russische Staat in der Siedlungspolitik unverzüglich handeln. Hunderttausende

7 In dem Bericht Čirkins, einem wichtigen und einflussreichen Ökonomen, stellt er für das Komitee der Sibirischen Eisenbahn 1910 fest: Die Normen der Landnutzung für die Kasachen sei viel zu hoch angesetzt worden in den neunziger Jahren. Man sei von falschen Wirtschaftsgrößen ausgegangen: nicht 17–19 Personen pro „Haushalt“ sondern 24. Man machte bei den Normen dazu noch einen Aufschlag von 25% als Puffer. Aus lauter „Rücksichtnahme“ besetzte man die „freiwerdenden“ Plätze nur zu 2/3. Die Einheiten der Besiedlung wurden auf der Ebene des Volostes eingeführt und sind so zu sehr zerstückelt und wenig rentabel für eine Eisenbahn. (vgl. Čirkin 1910, 34–43)

Siedler gingen jedes Jahr über den Ural und siedelten sich ohne jede staatliche Regulierung auf Landflächen an, welche sie vorteilhaft für den Ackerbau hielten. (Xvorostankij 1907, 61) Im Zuge der schrittweisen Eroberung der Steppe nahmen sich die Kosaken das Land, welches sie benötigten, um ihren Eigenbedarf abzudecken. Land war auch der gängige Sold unter den Truppen, die die Grenzen und das eroberte Gebiet des russischen Imperiums sichern sollten. So bekamen im Siebenstromland (Semirečie) von 1847 bis 1905 30 Siedlungen der Kosaken Land für den Ackerbau. 1905 waren etwa 32.000 Kosaken in diesem Bezirk. Von 1868 bis 1882 kamen die ersten russischen Siedler und konnten hier in Semirečie 28 Siedlungen gründen. Von 1882 bis 1905 kamen noch mal acht Siedlungen hinzu. Die große Welle der Besiedlung setzte dann 1906 ein. (Demko 1969, 44) Die Siedler kamen selten aus einem abenteuerlichen Pioniergeist in die Region, sondern oft aus nackter Not. Landarmut und Hungersnöte spielten hier wohl die größte Rolle. So war der Strom der Siedler zur Zeit der großen Hungersnöte, der Februarrevolution und dem verlorenen Russisch-Japanischen Krieg 1905/6 am stärksten. (Demko 1969, 78)

Die Siedler nahmen sich das Land entweder gewaltsam von den Einheimischen oder pachteten es von Nomaden für einige Jahre.⁸ Durch die willkürlichen Landnahmen sprach sich herum, dass es im Südosten Russlands ein Leichtes sei, an Land heranzukommen. (Čirkin 1907, 60) Die oft praktizierte gewaltsame Landaneignung durch die Siedler war nicht zuletzt deshalb möglich, weil Kasachen sich vor Zusammenstößen mit Russen eher hüteten. Sie hatten im Falle eines Streites auf rechtlicher Ebene die schlechteren Karten, da hier nicht mehr ihr Gewohnheitsrecht, sondern das russische Recht galt, in dem sie keine Spezialisten waren und von daher leichter betrogen werden konnten. Die örtliche Administration und die Siedlergruppen gingen mit den Rechten der Kasachen rücksichtslos um. Bis in die Mitte des 19. Jahrhundert wurden bei der Landvergabe für Kosaken und russische Bauern die Interessen der Nomaden kaum wahrgenommen. Oft wurden sogar Ländereien veräußert, die schon von Nomaden bewässert wurden. (Škapskij 1907b, 21-27)⁹ Die Situation verschärfte sich mit den Jahren und den immer stärker werdenden Siedlerströmen. Im Jahre 1906 wurde von der aktuellen politischen Lage in der Steppe folgendes berichtet: Die Kasachen seien auf ihren Winterweiden geblieben, um eine Veräußerung dieser an die Siedler zu verhindern. Als Siedler in das Gebiet kamen und keine freien Plätze mehr fanden, hätten sie sich das Land gewaltsam angeeignet. Es sei zum Blutvergießen auf beiden Seiten gekommen. (Škapskij 1907a, 134)

- 8 Siedler pachteten bei Kasachen Land oder siedelten sich schon bei vorhandenen russischen Siedlungen an, ohne Land zu besitzen. Viele von ihnen hatten kein Land am Hof, sondern bestellten Felder, die bis zu 15-20 Werst von den Wohnorten entfernt lagen. Die landlosen Bauern warteten auf die Landvergabe oft einige Jahre, sie fanden also dieselbe Situation vor, vor der sie aus den Zentralrussischen Ländereien geflohen waren. Dabei müssen aber die Regionen voneinander unterscheiden werden: Im Nord-Osten Siedelnde mieteten sich jährlich ihre Felder bei Kasachen oder Kosaken an. Sie lebten vor allem in Wohnungen, nur etwa 25% besaßen ihre eigenen Höfe. Viele von ihnen wanderten in die Gegend von Bischkek ab, wo die Situation völlig anders aussah. Hier wohnten nur 25% in Wohnungen und 37% hatten ihre eigenen Höfe, etwa 15% siedelten sich in der Stadt an. (Škapskij 1907a, 112-137)
- 9 Die Landnahme der Siedler geschah oft mit Begründungen wie: „Die sind ja nicht getauft.“ oder „Sie können ruhig in der Hitze leben.“ oder später „Sie kämpften ja nicht gegen die Japaner.“ (Čirkin 1907, 61)

Landvergabe – die Rolle des Staates in der Siedlungspolitik

Im Steppenstatut von 1890 wurden für die Belange des Landeigentums und der Besiedlung u.a. zwei wichtige Grundsätze festgelegt:

„1. §119 Das Land, welches von den Nomaden belegt wird, darin eingeschlossen der Wald [...], wird zum staatlichen Eigentum gezählt.

2. §120 Das Land, welches von den Nomaden belegt wird, bleibt in unbefristeter gemeinschaftlicher Nutzung der Nomaden, auf den Grundlagen der Regeln und Bräuche ihrer Rechtsprechung.

Bemerkung: 1. Das Land, welches für die Nomaden als überschüssig betrachtet werden kann, geht in die Aufsicht des Ministeriums für Staatseigentum über. [...]“ (Masevič 1960, 395)

Für die Verwaltung des „überschüssigen“ Landes der Nomaden wurde das „Ministerium für die Verwaltung des Staatseigentums“ beauftragt. Auch für die Lösung der Frage der Landverteilung wurden Institutionen gegründet, die die Landvergabe an Siedler, aber auch an Kasachen, organisierten.

Die Frage staatlich angeordneter Veräußerung von Nomadenland im großen Stil berührte empfindlich die Frage kasachischer Wirtschaftsformen. Denn mit der Frage der Landflächennormen pro Produktions- und Lebensgemeinschaft verband sich auch die Frage, welchen Platz man der extensiven Viehzucht einräumen wollte. So entsandte man 1894 eine Expedition in die Steppe, die Grundlagen und Formen der kasachischen Landnutzung, die ökonomischen Faktoren einer durchschnittlichen kasachischen Wirtschaft und die natürlichen Gegebenheiten verschiedener Kreise erforschen sollte. Sie sollte Normen einer Landnutzung für eine mittlere Produktions- und Lebensinheit (sprich: Familie) aufstellen. (Xvorostankij 1907, 62f, Demko 1969, 57) Die Fragen, mit denen sich die Expedition beschäftigte, fördern deutlich zu Tage, wie wenig einige Jahrzehnte nach der Eroberung der Steppe den russischen Kolonialbeamten die Wirtschaft der kasachischen Viehnomaden vertraut war. Auch waren die natürlichen Bedingungen, die eine landwirtschaftliche Nutzung erst möglich machten, weitgehend unbekannt.

Die Sesshaftigkeitsdebatte: Durch Bildung zum Erfolg?

Die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe um die Besiedlung der Steppe bilden den Hintergrund einer Sesshaftigkeitsdebatte ab den 1890er Jahren. Die russische Kolonialelite musste die Sesshaftmachung von Nomaden zunächst mit der Macht der Überzeugung erkämpfen, da die russische Lokalmacht in der Steppe noch auf zu wackeligen Füßen stand, um bei ernsthaften Auseinandersetzungen mit den kasachischen Stammesverbänden die Oberhand zu behalten. Zu Hilfe kamen ihr dabei die Aufklärer aus den Reihen der Kasachen, die Sympathien für die Errungenschaften der russischen Zivilisation hegten und versuchten, ihre Stammesgenossen vom Wert der Sesshaftigkeit zu überzeugen. Im Folgenden sei ein Beispiel für eine solche Position zitiert:

„Alle jetzt aufgeklärten Völker waren früher einmal so wild wie wir, die Kasachen, es heute sind. Sie sind umhergezogen, hatten keinen bestimmten Platz, an dem sie ständig wohnten und bestahlen sich gegenseitig. Es gab bei ihnen keine Gesetze, keine Rechte. Doch jetzt sind sie weit in Bildung und Aufklärung fortgeschritten. [...] Unter solchen [umherziehenden] Völkern befinden auch wir uns, wir Kasachen, und uns ist es sehr pein-

lich, dass wir bis jetzt immer noch so wild und ungebildet sind, obwohl wir uns schon an die 100 Jahre unter russischer Herrschaft befinden, obwohl die russische Regierung sich unser annimmt und sich um unsere Bildung kümmert und uns Zutritt zu verschiedenen schulischen Einrichtungen ermöglicht. Warum bloß rennen wir weg vor solcher Bildung?

Für uns ist die Bildung und Aufklärung etwas unbedingt Nötiges und Wichtiges. Schaut Euch doch einmal um, wer jagt uns nicht alles Angst ein und belügt uns? Die Kosaken und die Bauern blicken auf Euch herunter, die Sarten¹⁰ und die Tataren belügen Euch und benutzen euren natürlichen Reichtum. Wer von Euch weiß nicht, dass die Tataren, welche vor ihrer Wehrpflicht flüchten, sich bei Euch ansiedeln, sich in Eurer Wirtschaft einnisten und endlich sich als Verkäufer betätigen, passiert das etwa selten? Irgendwelche Sarten, Dahergelaufene aus Kaschgar oder Taschkent, welche dort noch nicht mal gemeine Arbeit¹¹ finden könnten, betätigen sich hier als Kaufleute und kaufen unsere Schafe zu sehr niedrigen Preisen. Nun, vielleicht kann man sagen, wenn wir morgens und abends unsere eigene ‚Haut‘¹² essen, auf den Winterweiden uns mit Stutenmilch (*kumys*) vergnügen, wozu brauchen wir dann noch Bildung? Doch bitte, so ist es ja nur zum Teil. Weil wir Kasachen uns nicht immer über die Situation, in der wir uns befinden, freuen können, ergehen wir uns in Neid über den Reichtum der Fremdländischen. Wir sind nicht immer zufrieden mit unserer ‚Haut‘ und unserem Kumys, um so mehr sie sich nicht bei jedem in ausreichender Menge befinden. Und dann sehen wir, dass die Russen, die Tataren und die Sarten jeden Tag Tee trinken und Fleisch essen. [...] Uns reichen die Mittel dafür nicht aus und wir schauen neidisch auf die Glücklichen und beklagen: ‚Nun, die befinden sich in guter Verfassung, doch wir nicht‘. Schaut doch einmal auf die Tataren, auf die Sarten, die Kosaken, wie ordentlich und sauber sie angezogen sind und wie sauber und ordentlich bei ihnen alles ist! Bei uns gibt es nichts Sauberes und Ordentliches. Bettwäsche benutzen wir ein Jahr, d.h. eigentlich solange, bis sie kaputt ist. Unsere Kleider sind staubbedeckt und fettig. Die Winter verbringen wir in Jurten, in denen wir vor Kälte und Hunger einfach wegsterben. Es zeigt sich, dass wir nicht genug haben, nicht einmal Heizmaterial oder Kleidung. Das passiert in einem normalen Winter. Aber in einem Winter mit überfrierendem Eis (*džut*)? Oh helfe uns Gott, ist es noch um vieles schlimmer. [...] Wir sterben weg wie die Tiere und keiner hilft uns, aber wenn uns jemand hilft dann sind das die Wunderheiler (*bakši*), die selber keine Ahnung haben. Doch wir glauben diesen Heilern, aber warum glauben wir keinen gelehrten Doktoren?¹³ [Es folgen noch einige Bemerkungen zu (tatarischen) Schwindlern, u.a. einem Advokaten, der selber Analphabet war. (Anm. d. A.)]

Doch wären wir ein wenig gebildet oder erfahrener, dann würden uns solche ‚Advokaten‘ nicht mehr betrügen; dann wären wir immer satt, hätten immer anzuziehen, wären sauber, hätten den Handel in unseren Händen; Schafe, Pferde, Großhornvieh würden wir selber auf den Markt treiben und nicht die Tataren oder die Sarten. Wir hätten eigene Läden usw. Also gebt Eure Kinder in die schulischen Einrichtungen dieser Steppe und Ihr werdet sehen, dass aus ihnen Kinder des Gerichts, Entdecker und Doktoren werden.“ (Appasov 1895)

10 Kolonialbezeichnung für alle Sesshaften, Bauern wie Städter, aus dem Generalgouvernement Turkistan.

11 Meint hier wohl „Zeitarbeit“ als Tagelöhner.

12 Meint hier wohl autarkes Leben, ohne Abhängigkeit von Märkten bzw. externer Versorgungslage.

13 „Traditionelle Medizinmänner und gelehrte Doktoren“ beziehen sich hier offenbar auf die Gegenüberstellung von traditionellen und europäischen Gelehrten.

Bei den kasachischen Aufklärern lassen sich einige Ansatzpunkte finden, die in den Debatten von russischen Bildungspolitikern und Kolonialbeamten so nicht vorhanden waren. Die Suche nach einem kasachischen Selbstbewusstsein war eines ihrer zentralen Anliegen. Um als *Volk* einen höheren Zivilisationsgrad zu erlangen, um sich nicht schämen zu müssen vor den anderen *Völkern*, sollte ein jeder mehr Bildung erlangen. Obwohl die Minderwertigkeit des eigenen Volkes im Vordergrund stand, schwang ständig ein Unterton mit, der ein gewisses „Selbstbewusstsein“ zu postulieren versuchte. Der Autor, Sultan Appasov, war kein blinder Lobessänger der russischen Bildung, sondern formulierte vor dem Hintergrund der Debatte um die vermeintlich verpassten wirtschaftlichen Chancen, die eigene Trägheit und relative Unwissenheit auch folgenden Gedanken: Wären die Defizite von europäischer Bildung schon ausgeglichen, um wie viel besser würden die Kasachen dann dastehen? Um wie viel überlegener, hoffte er, wären sie den „Dahergelaufenen“ und „Scharlatanen“? (Appasov 1895)

Eine andere Gruppe der Debattierenden waren aufgeklärte, sozialrevolutionär denkende Russen, die vor allem die Armen (*džatak*) der Steppe ansprachen, weil sie hier die dankbarsten Empfänger für ihre Kulturmission sahen. Eine ganze Zeitungsrubrik war ihnen gewidmet – „Zur Verbesserung des Lebens der landlosen Viehzüchter“ (O ulučenia byta džatakov) – in der es um die Propagierung von Bildung und Ackerbau ging. In ihren Statements überwog eine sozialkritische Herangehensweise. Viele ihrer Artikel machen klar, dass sie Menschen formen wollten. Aus ihrer Perspektive bildeten die Armen die leicht formbare Masse. Ihre fast missionarischen Schriften lesen sich so:

„Einem, dem noch nicht das Leben der Kasachen der Steppe bekannt ist, muss das Leben von ihnen nicht nur eigenartig, sondern sogar wild erscheinen. Die Zivilisation hat sie so wenig berührt, jene die Freiheit gewöhnten Bewohner der Steppe, dass man denken kann: ‚Nein, die wirst du niemals ändern!‘ Sogar die Kasachen, die in russischen Bildungseinrichtungen waren, bleiben in der Seele die gleichen, die sie schon vor Schuleintritt waren. Sie verbringen mit großem Vergnügen lieber ihre Zeit in ihren Jurten, als in schönen Zimmern. Das Nomadenleben ist ihnen lieber, als das der Stadt und der Siedlung, sie schätzen Letzteres [die Städte und Siedlungen der Sesshaften (Anm. d. A.)] auch nicht und die erste Gelegenheit, die sich ihnen bietet, nehmen sie wahr, um zum alten Leben zurückzukehren. Der Kasache in der Stadt, ganz egal ob Vogel im Käfig¹⁴ oder nicht, fühlt sich an Armen und Beinen gebunden durch das, was wir eine Wohltat nennen. Doch es gibt Ausnahmen, aber die sind nicht sehr zahlreich.“ [Es folgen Fallbeispiele sesshaft gewordener Kasachen (Anm. d. A.)] (DVG/KSG 43, 1895)

Es waren aber auch Stimmen zu hören, die ganz pragmatisch an die Sache herangingen: Wer weniger Land braucht, hat mehr Berechtigung auf dessen Nutzung als ein anderer.

„Die alljährliche Übersiedlung von Siedlern in die Steppenbezirke aus den zentralrussischen Gouvernements macht die Bereitstellung von neuen Plätzen zur Besiedlung und dazu die Abführung von passenden Landstücken aus den Ländereien, die Staatseigentum sind, die aber zur jetzigen Zeit in kasachischer Nutzung stehen, erforderlich. Für die Bil-

14 Meint hier wahrscheinlich: Ob nun eingesperrt oder nicht.

derung neuer Siedlungen braucht es natürlich solche Plätze, die eine gute Qualität für eine bäuerliche Wirtschaft haben: die Nähe zu ausreichend Wasser, Wäldern, fruchtbaren Böden, eine ausreichende Anzahl von Weideland zur Heugewinnung, einfache Erreichbarkeit usw. [...]

Da die Anzahl der Bauern in den zentralrussischen Gebieten stetig wächst und es dort kein freies Land mehr gibt, wird es notwendig sein, in den Teilen des Landes Ackerland zu verteilen, wo es sich als frei erweist. Daher wird es früher oder später im Interesse des Landes sein, die Teile, die jetzt noch den Kasachen gehören, in den Besitz von Siedlern zu übergeben. Natürlich stößt es auf den Unmut von Leuten der Steppe, wenn aus ihrem Besitz Land genommen wird. Jeder ist traurig, wenn er Land hergeben muss, auf dem er, vielleicht jahrelang, Viehzucht betreiben konnte, aber was soll man tun? – Es darf doch nicht nur im Interesse des gesamtgesellschaftlichen Allgemeinwohls, sondern auch im Interesse der einfachen Gerechtigkeit sein, dass in einem Teil des Landes die Landbewohner nichterwähnenswerte Fetzen Land besitzen, der die Familie nicht ernähren kann, in anderen Teilen jedoch einzelne Familien zu hunderten Hektar Land besitzen.

[...] So gibt es für die Viehzucht nur zwei Möglichkeiten, entweder, die Fruchtbarkeit oder Erträge aus der Erde zu erhöhen, so dass weniger Land mehr Ertrag bringt, oder die Qualität des Viehs erhöhen, so dass weniger Vieh mehr einbringt. Welchen Weg der Kasache auch wohl wählen mag, ihm bleibt wohl nicht der Weg in die Landwirtschaft erspart, denn anders ist es ja nicht möglich, die Erträge der Erde oder die Qualität des Viehs zu erhöhen. Um den Übergang zur neuen Ordnung zu erleichtern, sollte man früh genug damit anfangen, sich dafür zu interessieren, da ansonsten immer weniger Platz zur Viehzucht zur Verfügung stehen wird, denn die beste Erde wird dem zustehen, der am besten auf ihr arbeiten kann. Beschwerden über die Konfiszierung von Erde aus ihrem Besitz können gar kein Mitleid erwecken, denn wem würde man schon Land zusprechen, wenn zwei sich darum bewerben und einer zehnmal weniger Land als der andere fordert und besser darauf leben kann als der andere – wem würde man es wohl bevorzugt geben?“ (DVG/KSG 10, 1894)

„Kasachische“ vs. „russische“ Bildung

Zu Beginn der russischen Eroberung und der schrittweisen Etablierung russischer Verwaltungsstrukturen in der Steppe schrieb die zuständige Kommission für die Regierung der Steppe, Kasachen hätten einen relativ großen Wissensdurst und seien, wenn sie das Geld dazu haben, auch in der Lage, ihren Kindern Bildung zu vermitteln. Dies geschehe über Hauslehrer, die über ein gut funktionierendes Ausbildungssystem verfügten. Neben der traditionellen islamischen Grundausbildung durch religiöse Würdenträger der Steppe gab es aber auch Akteure, die sich moderner Bildung und Aufklärung verschrieben hatten. Dieses Ausbildungssystem, wurde „tatarische Volksbildung“ (Girs et al 1960) genannt.

Die russischen Bildungspolitiker hatten dieser Form der Bildung gegenüber Vorbehalte, die sich auch in den Artikeln der Steppenzeitung niederschlugen. Dort wurde nicht nur von der angeblichen Unehrllichkeit der Tataren und deren betrügerischen Machenschaften berichtet, sondern auch von religiösem Fanatismus. Es wurde versucht, dieses „Problem“

durch bestimmte Kontrollmechanismen, wie z. B. die Einführung einer Ausweispflicht für Lehrer, in den Griff zu bekommen.¹⁵

„Bald ist es zu spät, wenn die Tataren mit ihren Schulen die gesamte Bevölkerung fanatisiert haben und in die Massen solche Vorurteile eingepflanzt haben, welche auf dem Weg zur wirklichen Aufklärung stören. Jetzt muss man die Verbreitung der speziellen Bildung, z.B. der landwirtschaftlichen, zunächst aussetzen, wenn das Volk vor allem erst mal eine allgemeine Bildung und deren Verbreitung benötigt. Macht den Kasachen erst mal zu einem guten Menschen, danach kann man aus ihm einen Bauern oder einen Handwerker machen.“ (DVG/KSG 42, 1895)

Natürlich gab es unter den Kasachen Vorbehalte gegen die Bildungsversuche ihrer Kolonisatoren. Sie waren zum einen auf der Konfessionalität begründet, da durch die fehlende Unterweisung in islamischen Belangen die Schulen inakzeptabel für einen großen Teil der Bevölkerung waren. Eine traditionelle Bildung sah vor, dass Schüler auch die islamischen Riten und Gebete erlernten und weitergeben konnten.¹⁶ Auch traute man den russischen Bildungspolitikern nicht, da Zwangstaufen in Waisenhäusern sowie Missionierung und Russifizierung in den 1870er Jahren sattem bekannt waren. Wer gab die Garantien, dass Kindern nichts derartiges passierte, während sie in die russischen Schulen gingen? (B-OV 1895)

Warum schickten einige Kasachen ihre Kinder trotzdem in eine russische Schule? Das Hauptmotiv, den eigenen Kindern russische Bildung angedeihen zu lassen, lag in der Möglichkeit, damit eigene Interessen gegenüber russischen Institutionen besser durchsetzen zu können. Die Kinder der Viehnomaden sollten Zugang zu den Kanzleien zu finden oder als Wundärzte oder Viehdoktoren in der Steppe zu Ansehen kommen. Das bedeutete Spezialisierung aber auch Wirtschaftswechsel. Dieser war jedoch nur einer reichen Elite vorbehalten und deren Zahl war natürlich sehr klein.

Russische Bildungspolitikern wiederum wollten sich Untertanen „erziehen“, die erstens Russisch sprechen und zweitens die Rechte und Pflichten eines russischen Staatsbürgers kennen und annehmen. (DVG/KSG 33, 1891) Die russischen Vorstellungen, wie den „wildten Nomaden“ etwas beizubringen sei, unterschieden sich von den Erwartungen, die an die sesshafte Bevölkerung gestellt wurden. Man glaubte, dass die Kasachen weniger bereit und aufnahmefähig für russische Bildung seien, als die sesshaften Bauern Turkestans (*sart*) und wollte für sie in den Landkreisen Schulen des „niederen Typs“ einrichten. (Bart'old 1963, 298) Diese sollten eine praktische Ausrichtung haben, stärker das Handwerk, die Landwirtschaft, den Gartenbau oder die Forstwirtschaft fördern und nicht so viele Klassenstufen haben. Die Idee zum Aufbau von Landwirtschaftsschule war entstanden.

In den siebziger Jahren wurden in den verschiedenen Kreisstädten des Steppengebietes Internate errichtet, die speziell für Nomadenkinder geschaffen wurden. Doch nur wenige

15 Glosse über die gierigen Tataren, die als Hauslehrer Nomaden arm machen (Džapakov, K 1895), Erörterung des Zurückdrängens des Einflusses der Tataren (DVG/KSG 23, 1895), Frage der Ausweise (S. M. Č. 1890)

16 In der Zeitung „Dala Viloyati Gazeti“ wurde gegen diese religiösen Vorbehalte agitiert und es wurden Beispiele aufgezählt, wo ehrbare Muslime westliche oder russische Schulbildung aufgenommen hätten, ohne Gewissensbisse oder Vorbehalte. (Imankulov 1894)

von denen, die die Schule besuchen wollten, konnten tatsächlich aufgenommen werden, da die Internatsunterbringung nicht kostenlos war. Die Schulabgänger dieser Kreisschulen konnten dann weiter nach Omsk gehen, um hier auf einer Wundarztschule oder in anderen schulischen Einrichtungen weitere Bildung zu erlangen. (Bekodžin 1895) Bis in die 1880er Jahre hinein existierten Internate für kasachische Kinder noch, doch dann wurden sie abgeschafft. Was konnten die Kasachen jetzt tun, um ihre Kinder „russisch“ bilden zu lassen? Übrig blieb nur noch die Unterbringung in einer städtischen Wohnung, welche viel Geld kostete. Auch musste vorher die russische Sprache erlernt werden, da in den städtischen Schulen auf Russisch unterrichtet wurde. Reiche Kasachen konnten sich Abhilfe schaffen, indem sie ihre Kinder zu Kosaken in den „Unterricht“ gaben, was allerdings auch Kosten verursachte. Obwohl reiche Kasachen über viel Vieh verfügten, gab es wenig hartes Geld in ihren Haushalten, da der innerkasachische Handel vom naturalen Tauschhandel bestimmt war. (Omskij Kirgiz 1895)

Die Frage der Lehrinhalte wurde oft diskutiert und es prägten sich mehrere Richtungen aus. Es gab Vertreter der allgemeinbildenden Schulen, es gab aber auch Anhänger der landwirtschaftlichen Schulen. Dass sich die Vertreter der letzten Richtung Ende des 19. Jahrhunderts durchsetzen konnten, legt folgendes Zitat nahe:

„Lieber früher als später anfangen, zur Sesshaftigkeit überzugehen, da ansonsten die Geldmittel so niedrig sind, dass man die finanziellen Möglichkeiten für diesen Schritt nicht hat. [...] Daraus ergibt sich das klare Resultat, dass eine solche Schule wie die landwirtschaftliche Schule nach den gegebenen Bedingungen die einzig sinnvolle ist, ohne Zweifel, denn wenn die gesamte kasachische Bevölkerung den Getreideanbau nicht erlernt hat, wird sie in der Zukunft genötigt sein, von der Viehzucht zum Ackerbau überzugehen, ungebeten, als präventive Maßnahme, um ihrer Existenz und den Ausbau ihrer wirtschaftlichen Bedingungen willen. Bis die kasachische Bevölkerung diesen Schritt nicht vollständig vollzogen hat, ist jede andere Art der Bildung für die kasachische Bevölkerung unnötig. Wofür soll der Kasache die Abstraktheit, das reine theoretische Wissen, welches er auf einer ganz normalen Schule erhält, anwenden zwischen seinen Stammesgenossen? Zu nichts anderem als Eingaben an die Leitung zu schreiben! Die theoretische Schule entfernt den Kasachen nur von seinen Mitmenschen, lehrt ihn zu einem gewissen Grade, nur mit weiteren Möglichkeiten die Arbeitsscheue zu pflegen mit allen ihren eigentümlichen Resultaten. Deswegen haben sich ja auch alle ehemaligen ‚Internate‘ einen solchen Ruf verschafft, dass man gezwungen ist, sie zu schließen und Landwirtschaftsschulen einzurichten.“¹⁷ (DVG/KSG 1, 1890)

Die allgemeinbildenden Schulen wurden also für die Einrichtung der Landwirtschaftsschulen geopfert, ehemalige Internate in Landwirtschaftsschulen umgewandelt und Ackerland um diese Internate oder im näheren Umkreis gepachtet. Damit verschlechterte sich der Bildungsstandard erheblich. Ein gewisser Zeitanteil, der früher der Allgemein-

17 Weiterhin schlägt der Autor vor, wie die Sesshaftigkeit durch Landwirtschaftsschulen zu erreichen sei: Ein gewisser Prozentsatz aller Geldreichtümer, die in den Kreisen als Spareinlagen aufbewahrt wurden, sollte genommen und in Aktien umgewandelt werden. Die Gewinne aus den Aktien sollten genutzt werden, um Zugtiere und Material zu beschaffen, die dann den Grundstock der Schule bilden. Außerdem sollte ein Teil des Geldes Ackerbauern für einige Tage zinslos geliehen werden.

bildung vorbehalten war, musste nun der landwirtschaftlichen Betätigung weichen. (Tokseitov 1891)

Bestandsaufnahme: Die Landwirtschaftsschulen im Semirečiekreis

Im Jahr 1885 wurde vom Generalgouverneur Kolpakovskij veranlasst, in den verschiedenen Gebieten des Semirečie-Kreises Landwirtschaftsschulen einzurichten. (DVG/KSG 21,1888) Sie hatten vor allem ein Ziel: Kasachischen Kindern sollten mit den Mitteln, die in der Steppe vorhanden waren, die einfachsten Handgriffe in der Landwirtschaft sowie Grundwissen in der Allgemeinbildung vermittelt werden. Landwirtschaftsschulen waren dazu gedacht, eine Art Vorbildwirkung auf die Nomaden auszuüben. Man wollte demonstrieren, wie „einfach“ der Zugang zur Landwirtschaft für jeden Nomaden sei. Dabei sollte die Schule mit den örtlichen Möglichkeiten langsam wachsen: Es war anfänglich keine volle Ausrüstung zu erwarten. Das stetige Vergrößern der finanziellen Möglichkeiten sollte durch die eigene Wirtschaftlichkeit erzielt werden. Wie die Landwirtschaft der Nomaden sollten auch die Landwirtschaftsschulen langsam wachsen und erblühen. Die Zielgruppe wurde ganz klar formuliert:

„Je niedriger ein Volk entwickelt ist, desto schwerer fällt es ihm, Erfolge und Resultate in einem längeren Zeitraum zu betrachten. Es will die Resultate jetzt sehen oder wenigstens in der nächsten Zukunft. Einem solchem Volk den Sinn einer Wirtschaft zu vermitteln, die auf den modernen kapitalistischen Grundlagen begründet ist, ist sinnlos, umso mehr es einen Weg kennt, ebensolche Reichtümer zu entwickeln, nämlich mit den Mitteln der Viehzucht. [...]

Solange der Nomade noch die Möglichkeit hat, sein Leben mit seinen Viehherde zu bestreiten, sein Leben mit Festen zu verbringen, wird er die Landwirtschaft nicht ins Auge fassen, ja er wird sie mit großem Widerwillen betrachten, wie Dreckarbeit. Die Masse der armen Kasachen jedoch geben das Material ab, eine sesshafte Bevölkerung zu formen.“ (DVG/KSG 20,1888)

Die Schulen sollten sich nicht auf den Ackerbau beschränken, sondern – je nach örtlichen Möglichkeiten – auch andere Zweige wie Imkerei, Gartenbau, Plantagenanbau in sich aufnehmen. Auch wurde die Ausbildung in handwerklicher Richtung erwogen, z.B. in der Schmiede, der Walkerei, der Kürschnerei, der Zimmermannskunst. Die einfachsten Fähigkeiten in Arithmetik, Geometrie, Lesen und Schreiben in russischer Sprache, sowie Geographie und anderen für den Ackerbau relevanten Teilen der Naturwissenschaften sollten vermittelt werden. Um auf die örtlichen Gegebenheiten einzugehen, wurden den Schulleitern die größtmöglichen Freiheiten gewährt. Auf Details bezüglich der internen Regelung der Landwirtschaftsschulen wird im Anhang verwiesen.

Im Januar 1895 erschien ein Artikel in der Steppenzeitung, der die Einrichtung von Saatgutvergabestellen innerhalb der Landwirtschaftsschulen empfahl. Es sollte an Landwirtschaft betreibenden Kasachen Saatgut in der Höhe von 2 bis 60 Pud ausgegeben werden. Dieses konnten nach der Ernte bezahlt werden. Spätestens im Oktober des gleichen Jahres war die Schuld zu begleichen. Zur Zurückzahlung sollte das Getreide der Ernte dienen. Bei Missernten wurden Konzessionen gemacht. Da russische Landwirtschaftsexperten bisher nur sehr wenig über geeignetes Saatgut in den Trockengebieten der Steppe wussten, konnten bei Rückgabe gleichzeitig die Qualität der Ernte kontrolliert werden.

Hiermit sollte ein Ändern der Sorte und eine schrittweise Verbesserung des Saatsortimentes innerhalb der Region erreicht werden. (DVG/KSG 1 1895) In einer späteren Ausgabe der Zeitung ist wiederum die Rede von Sonderverkaufskonzessionen an die Ackerbau betreibende Bevölkerung. Der Verkauf von Pflügen und Saatgut wurde in der Zeitung jetzt erstmals mit einer Ordnung untermauert, die genau über die Regeln der Konzessionen Auskunft gab. Immer wieder liest man in den Bekanntgaben, man solle sich vom Personal der Landwirtschaftsschulen eingehend die Bedienung eines solchen Pfluges zeigen lassen. Ebenso sollten andere Maschinen bestaunt werden, die von den Landwirtschaftsschulen eingesetzt wurden, um sich von der Bequemlichkeit und technischen Überlegenheit der Ackerbaumaschinen zu überzeugen. Auf allen Ebenen sollten die Landwirtschaftsschulen versuchen, so viele Nomaden wie möglich vom Ackerbau zu überzeugen. Mit diesem Schwenk in eine anwendungsorientierte Richtung rückten die Schulen als allgemeine Bildungseinrichtungen immer mehr in den Hintergrund. (DVG/KSG 39, 1895)

Die Probleme in der Etablierung der Landwirtschaftsschulen

In einem Rechenschaftsbericht der Landwirtschaftsschulen wird berichtet, dass die Dreiteilung der Aufgaben in der Schule in den Arbeitsbereich des Agronomen, des Schulleiters und des Kreisbeauftragten ein Problem der Gewaltenteilung mit sich brächte. Jedes der beiden in der Schule angesiedelten Ressorts – das der Allgemeinbildung und das der Agrarbildung – beanspruchte für sich den Hauptplatz. Streitereien seien also vorprogrammiert gewesen. Den Kreisbeauftragten hier als Schlichter einzusetzen wäre eine Utopie, weil er in schulischer Hinsicht keinerlei Autorität darstelle. Es hätte sich herausgestellt, dass sich die Ressorts Agrarbildung und Allgemeinbildung so unvereinbar gegenüber ständen, dass jedweder Schulbetrieb mühselig wäre. Ein weiteres Problem, das gelöst werden müsste, war die Frage der Finanzierung. Es wurden lediglich die Flächen zur Verfügung gestellt, die für den Ackerbau nötig waren. Alles andere sollten die Schulen allein erwirtschaften oder die kasachischen Steuerzahler selbst beisteuern. So gab es natürlich nie ausreichend Geld für einen guten Schulbetrieb. Die Mittel des Ministeriums für Staatseigentum sollten hier Abhilfe schaffen. (DVG/KSG 4, 1890)

Auf der kasachischen Seite waren die Vorbehalte gegen russische Bildungseinrichtungen nicht zu übersehen. Warum sollte ein Kasache in eine Schule gehen und dafür Geld bezahlen, die ihm die Landwirtschaft beibringen wollte, eine Tätigkeit, die weit unten im Sozialprestige der nomadischen Gesellschaft stand? Angesichts dieser Skepsis ist es umso erstaunlicher, dass tatsächlich vereinzelt Kasachen auf diese Schulen gingen. In einem Erlebnisbericht eines Schulabgängers wird über folgende Probleme berichtet: Ein Schüler verließ die Schule, ausgebildet und voller Elan, das erworbene Wissen anzuwenden. Nun fehlte ihm Saatgut, um eine erste Bestellung der Felder zu unternehmen, Felder, die er von seinen Stammesgenossen zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Er wendete sich an den Staat und war tatsächlich erfolgreich. Er bekam 25 Pud Weizen geliehen. Als es an das Pflügen der Felder ging und er Pferde anspannen wollte, zerschlugen sie ihm in Panik Pflug und Geschirr, da sie es nicht gewohnt waren, vor landwirtschaftliches Gerät gespannt zu werden. Nach der Reparatur spannte er Ochsen an und diese erwiesen sich als um einiges genügsamer. Die Ernte ließ sich sehen: 600 Pud Weizen. Doch wie sollte der Weizen weiter verarbeitet werden? Die nächste Mühle war etliche Kilometer weit entfernt und verlangte solch einen hohen Mahlpreis, dass sich die Ernte kaum rechnete. Hinzu kam der Aufwand des Transports. Als es im nächsten Jahr wieder ans Ernten ging, ver-

darb die halbe Ernte, da der Frost Ende Juli vieles zunichte machte. (Nogerbekov/Amre 1894)

In einem Artikel von 1907 regt ein anderer Autor deshalb den Aufbau sogenannter „Erfahrungsfelder“ an. Anhand dieser sollten die klimatischen Bedingungen und andere Fragen der Landwirtschaft (Schädlinge, Bodenverhältnisse usw.) erst einmal richtig erforscht werden. Er bezeichnete die bisherigen Erfahrungen als zufällig und fragmentarisch und zählte eine Vielzahl von Problemen auf, die auftauchten. Die fehlende Frucht- und Bodenkenntnis ließ die Fruchtbarkeit der Böden binnen 3 ½ Jahren auf Null sinken. Die Böden wurden deswegen oft gewechselt, was zu einer großflächigen Verödung von Böden führte. Der durch die allgemeine Landarmut in Folge der massenhaften Enteignungen erzwungene Übergang kasachischer Viehzüchter von extensiver Weidewirtschaft auf Heuerzeugung tat ein Übriges, auch dadurch nahm die Fruchtbarkeit der Böden ab. Wegen des aufkommenden Schadens sollte nach Meinung des Autors den Kasachen die Heumahd regelrecht untersagt werden. (Škalov 1907) Wenn diese Probleme noch 1907 bestanden, was hatte man dann 20 Jahre zuvor in den Schulen unterrichtet?

Obwohl in Statistiken und Berichten über die Lage der Bildung in der Steppe über die Landwirtschaftsschulen sehr wenig zu finden ist, wird eines deutlich: Die Schulen in der Steppe erreichten nur sehr wenige Leute. Pro Kreis gab es selten mehr als drei Schulen, von denen mindestens zwei in der Stadt angesiedelt waren, nämlich die Grundschulen für Mädchen und Jungen. Meist kam auch noch eine Landwirtschaftsschule hinzu, deren Felder oft in unmittelbarer Stadtnähe oder in der Stadt selbst lagen. Somit konnte nur ein kleiner Teil der nomadischen Bevölkerung erreicht werden. Es waren vor allem russische Kinder in diesen Schulen zu finden. (DVG/KSG 43, 1895) Einer Zeitungsangabe zufolge kamen im Siebenstromland (Semirečie) auf eine Schule 15.762 Einwohner, im Akmola-Kreis 25.575 Einwohner. (DVG/KSG 42, 1895) Einer anderen Untersuchung ist zu entnehmen, dass in der Stadt 5.239 Einwohner auf eine Schule kamen, auf dem Lande hingegen 30.089. Nur 0,2% der Gesamtbevölkerung konnte in diesen ländlichen Schulen jährlich unterrichtet werden. (Kir'jakov 1902, 317f) Die in der Steppenzeitung auftauchenden überschwänglichen Werbeschriften, die die bisherigen Erfolge der eingerichteten Landwirtschaftsschulen aufzeigen sollten, konnten darüber nicht hinwegtäuschen. (Abbas Ajmanov bij Čanov 1890; B-ov 1890) Ein Lagebericht, der die Geschichte der Schulen in den letzten Jahrzehnten umriss, kam zu folgendem Ergebnis: Trotz der langzeitlichen Existenz waren die Schulen nicht auf dem besten Stand. Grund dafür war u.a. ein äußerst dürftiges Budget, welches zum stetigen Verfall der Schulen führte. Eine Revision, die seit 1902 in allen Schulen der Region auf Initiative des Generalgouvernements und der Landwirtschaftsabteilung durchgeführt wurde, ergab, dass sich fast alle Schulen, vor allem die der Landwirtschaft, in einem äußerst bedenklichen Zustand befanden. Die Kommission prüfte nicht nur den Lehrbetrieb, sondern auch die landwirtschaftliche Betätigung. Als Gründe für die Mängel führte sie ein zu kleines Budget, falsche Organisation sowie fehlende Aufsicht und Führung an. Die geringe Entlohnung der Lehrer und die Inflation verunmöglichten eine gute Lehre. Die Schulen waren kaum mit pädagogischem Personal ausgestattet, manchmal fehlte es völlig. Außerdem lagen die Schulen innerhalb der Stadtgebiete, in der Sommerzeit fuhren aber alle aus der Stadt auf die Farmen. So kam es, dass die Schüler weder den Unterricht noch ein Praktikum wahrnehmen konnten, es fehlte an technischem Personal und Lehrern. Die Verlegung der Schulen aufs Land zum dauerhaften Aufenthalt war wegen der Ausgaben für Wirtschafts- und Wohngebäude unmöglich. Die Kosten für anstehende Erneuerungen der Schul- und Wirtschaftsgebäude beliefen sich auf insgesamt 620.000 Rubel für vier Schulen. Dass die wirtschaftlichen Ausgaben (durch ständige Teuerung und wirtschaftliche Misserfolge) mit jedem Jahr

wuchsen, spiegelte sich im Budget, welches für die schulischen Aufgaben (Lehrmaterial, Pädagogen) vorgesehen war, wider. Es kam bis zur völligen Aufgabe der Lehrtätigkeit (TV 1914, 2). In einer anderen Zeitung ist zu lesen, dass nach fünfjähriger Existenz die Schule in Prschewalsk geschlossen werden musste. Es seien wenige Hoffnungen erfüllt worden, heißt es da. Weitere Gründe für die Schließung wurden nicht genannt. (RZh 1893).

Die Fertigstellung der Orenburg-Taschkent-Linie (1899-1905) und die große Siedlerwelle, die darauf folgte, brachte wesentliche Veränderungen der Schulsituation mit sich. Ein weiterer Artikel über die Lage der Schulen in diesem Zeitraum zeigt folgendes: Die Schulen bekamen eine Finanzspritze, es wurden neue Lehrer eingestellt und Handwerksunterricht angeboten usw. Kurzum, es kommt zu einer Erneuerung des (Landwirtschafts-)Schullebens. Die Zahlen von Absolventen und Neuanfängern im Jahre 1909 zeigen, dass es zu einem sprunghaften Anstieg von Neuzugängen kam.¹⁸ Auf einmal war Geld da, womit der Schulbetrieb wieder in Gang gebracht werden konnten. Land wurde den Absolventen nach erfolgreichem Abschluss jedoch einer Regelung zufolge erst nach 1909 zur Verfügung gestellt. Außerdem wurde festgelegt, dass vier Jahre Bildung in einer Landwirtschaftsschule den Dienst in der Armee aufwogen. Es wurden Stipendien vergeben und der Abschluss von einer solchen Schule aufgewertet. (Dylevskij 1910) Doch damit nicht genug: Es wurden auch sogenannte Schulen für Feldpraktikanten eingeführt, wo spezielle Kenntnisse erworben werden konnten, die z.B. dazu befähigen, selbst in landwirtschaftlichen Einrichtungen zu unterrichten oder qualifizierte Arbeiten in landwirtschaftlichen Betrieben auszuführen (M.A.ev 1916, 2). Es war also eine deutliche Belebung des Schul- und Landwirtschaftssektors zu spüren. Von diesen Veränderungen profitierten jedoch nicht jene Bevölkerungsgruppen, für welche die Schulen ursprünglich bestimmt waren, sondern die russischen Siedler.

Fazit

Was lehrt dieses Beispiel zaristischer Bildungspolitik bezüglich der Kompatibilität von exogen implementierten Verwaltungsstrukturen auf nomadisch organisierte Gemeinschaften? Hierfür sei noch einmal auf den Anfang zurückgegriffen, auf den Beginn der russischen Verwaltung in der Steppe. Für die ersten Jahrzehnte zwischen 1860 und 1890 lief die Interaktion zwischen beiden Gruppen (kasachischen Nomaden und russischen Verwaltern) erstaunlich gut. Die russischen Kolonialisten beschränkten sich auf die Unterhaltung einer Grenze zu China und überließen den riesigen Steppenraum der nomadischen Selbstverwaltung. So gesehen war in der Tradition der administrativen Toleranz (Katharina II.) die russische Kolonialpolitik auf das Beste geübt im Ignorieren nichtrussischer Belange auf ihrem Staatsterritorium. Bei der ersten großen statistischen Erhebung 1891 wurde aber auch deutlich, welche geringen Kenntnisse man von der Wirtschafts- und Lebensweise der Nomaden hatte. Auch die Debatten in der Bildungspolitik zeigen klar, wie wenig Interesse das russische Imperium über Jahre daran hatte, die Nomaden der Steppe in sein allgemeines Bildungssystem aufzunehmen. Bildung wäre – aus der

18 22 Eingeschulten stehen 4 Absolventen in Bischkek gegenüber, 18 Neuzugängen zu 2 Absolventen in der vorher geschlossenen Schule in Prševalsk, 11 Eingeschulte doch keinen Absolventen im Kolpakischen Kreis und 14 Eingeschulte und kein Absolvent in der Gartenbauschule in Verny.

Sicht der russischen Zentralregierung – von den Nomaden nur dafür genutzt worden, um die Administration mit Beschwerden und die Gerichte mit Klagen zu überhäufen. Dies galt es zu verhindern. An einer gleichberechtigten Interaktion war man weniger interessiert, als an einem klaren Oberhoheits- und Untertanenverhältnis. Aber genau dies fehlte überall dort, wo sich keine russische Hoheit manifestieren konnte: in der Steppe. Im russischen Kolonialreich konnte Macht immer dann gefestigt werden, wenn sie sich auf sesshafte Strukturen stützte. Zwar hatte die russische Politik eine hohe Toleranz gegenüber anderskonfessionellen Gemeinschaften geübt, in dem Moment jedoch, als sie ihre Strukturen in der Steppe etablieren wollte, fehlten ihr die Rezepte, diese Form der „Toleranz“ mit nomadischen Strukturen zu verbinden. Als es gerade in der Bildungsfrage um nomadische Partizipation ging, zeigte sich, wie tief die Ignoranz im Staatsdenken und auch in die Staatsraison gegenüber nomadisch lebenden Bevölkerungsgruppen eingepflanzt war. In dessen Folge gingen russische Politiker und deren Ratgeber mit einem nur aus der Tradition der Ignoranz zu verstehenden Überlegenheitsverständnis an die Probleme der Administration der Steppe heran. Sie glaubten, die Angebote, die sie machten, müssten (da sich jedes Volk aus ihrer Sicht „naturgemäß“ in Richtung der „überlegenen“ Zivilisation entwickeln wollte) dankend von den „wilden Nomaden“ angenommen werden. Das war – wie der Artikel zu zeigen versuchte – jedoch nicht der Fall.

Bibliographie

Die hier mit /KSG abgekürzte Quelle ist die Zeitung *Dala Viloyati Gazeti Gaziti/Kirgizskaja Stepnaja Gazeta, osoboe pribavlenie k Akmolinskim oblastnym vedomostjam* aus Omsk. Sie ist im Mikrofilmarchiv des Seminars für Zentralasienwissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin unter der Signatur (VA 2616) einsehbar. Die Abkürzung TV bedeutet *Turkestanskije Vedomosti* (Taschkent) und ist in eben jenem Mikrofilmarchiv ebenfalls einsehbar. Bei der Abkürzung RZh handelt es sich um die Zeitung *Russkaja žizn'*.

- Abbas Ajmanov bij Čanov (1890) Mestnaja Izvestija, Bajan-aul. In: *DVG/KSG*, 15.
- Appasov, S. (1895) O neobxodimosti obrazovanija dlja kirgiz. In: *DVG/KSG*, 35.
- Bart'old, V. V. (1963) Kulturnaja Žizn Turkestana, Kapitel VI: Školy. In: *Sočinenija II(1), Istorija kul'turoj*, Moskau: Nauka.
- Bekodžin, X. (1895) K voprosu ob učereždenii škol' v stepi. In: *DVG/KSG*, 47, 1895.
- Botbaev, M. (1890) Fel'eton. In: *DVG/KSG*, 8.
- B-OV., V. (1895) Škola i Žizn'. In: *DVG/KSG*, 32.
- Cabel', L. (1907) Vopros o semleustrojstv kirgiz na sezde činov pereselenskoj organizatizij turg. ural'sk. rajona. In: *Voprosy Kolonizacii, Perjudičeskij sbornik* 3, 79-100.
- Čirkin, G. F. (1907) Zemleotvodnoe delo v kirgizskoj stepi i neobxodimost' zemleustrojstva kirgiz. In: *Voprosy Kolonizacii, Perjudičeskij sbornik* 3, 59-78.
- Čirkin, G. F. (1910) Projektiruemyja Sibirskaja železnyja dorogi i ix kolonizacionnoe značenie. In: *Voprosy Kolonizacii. Perjudičeskij sbornik* 6, 27-45.
- Demko, G. J. (1969) *The Russian Colonization of Kazakhstan 1816-1916*. Indiana Univ. Publications: Indiana University Publications, Uralic&Altaic Series:99.
- DVG/KSG 20 (1888) Cirkuljar.

- DVG/KSG 21 (1888) Vremenoj ustav kirgizkix sel'skoxozajstvenyx škol' v oblastjax akmolinskoj i semipalatinskoj.
- DVG/KSG 1 (1890) Ob ulušeniji byta džatakov.
- DVG/KSG 4 (1890) Ob ustave sel'sko-xozajstvennyx škol stepnago kraja.
- DVG/KSG 33 (1891) ohne Titel [Es handelt sich um einen Artikel über die russischen Schulen für Einheimische, (Anm. d. A.)]
- DVG/KSG 10 (1894) O neobxodimosti razvitija zemledelija sredi kirgizkago naselenija.
- DVG/KSG 43 (1895) Kakija školy poleznee v stepnom krae.
- DVG/KSG 1 (1895) O semennyx skladax dlja kirgiz.
- DVG/KSG 19 (1895) Pomošč xlebopaštzam.
- DVG/KSG 23 (1895) O neobxodimosti imet' kirgizam svoix specialno podgotovlenyx učitelej.
- DVG/KSG 39 (1895) Petropavlovskij sklad sel'sko-xozjaistvennyx orudij.
- DVG/KSG 42 (1895) Po voprosu ob obrasovanii kirgizov.
- Dylevskij, A. (1910) Sel'sko-xozajstvennyx školy semirečija. In: *Semirečestkie Oblastnye Vedomosti*, 108-110.
- Džapakov, K. (1895) Kak obučajut kirgizy svoix detej. In: *DVG/KSG*, 8.
- Girs, F./Balljuzek, L./Mejer, L./Protzenko, A. (1960) Vypiska iz objasnitel'noj komissii k projektu položenia ob upravlenii v kazaxskix stepjax, 1867. In: *Materialy po istorii politečeskogo stroja Kasaxstana*, Bd. 1. Alma-Ata
- Hildermeier, M. (1989) *Die russische Revolution von 1905 bis 1921*. In: Wehler, H. (Hg.) *Neue Historische Bibliothek*, Frankfurt/M.: edition suhrkamp: 534.
- Hopkirk, P. (1994) *The great game: The struggle for empire in Central Asia*. New York: Kodansha Globe.
- Imankulov, D. (1894) Na pol'su kirgizam. In: *DVG/KSG*, 18.
- Khazanov, A. M. (1994) *Nomads and the outside world*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Kir'jakov, V. V. (1902) *Očerki po istorii pereselenskago dviženija v Sibir (v svjazi s istoriej zaselenija Sibiri)*. Moskau
- Kurmanbaev, A. (1894a) Vzgljad kirgiz na fizičeskij trud. In: *DVG/KSG*, 7-8.
- Kurmanbaev, A. (1894b) Kogo kirgizy čitajut xorošim čelovekom? In: *DVG/KSG*, 26.
- Lemercier-Quelquejay, C. (1998) Die Kasachen und Kirgisen. In: *Fischer Weltgeschichte. Zentralasien*. Bd.16. Frankfurt/M.: Fischer: 152-162.
- M.A.ev (1916) Školy polevyx rabočnix praktikantov. In: *Turkestanskije Vedomosti*, 129.
- Martin, V. (2001) *Law and Custom in the Steppe: The Kazakhs of the Middle Horde and Russian Colonialism in the Nineteenth Century*. Richmond: Routledge Curzon.
- Masevič M. G. (1960) *Materialy po istorii politečeskogo stroja Kasaxstana*, Bd 1. Alma-Ata
- Nogerbekov, A. (1894) Moi zanjatija xlebopašenstvom. In: *DVG/KSG*, 49.
- Ohayon, I. (2006) *La sedentarisation des Kazakhs dans l'URSS de Staline. Collectivisation et changement social, 1928-1945*. Paris: Maisonneuve et Larose.

Abbildungsnachweis

1. Wikimedia
http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/9c/Turkestan_1900-de.svg
(16/08/2009)

Olaf Günther, Studium der Mittelasienwissenschaften, Geschichte und Gesellschaft Südasiens, Islamwissenschaften und Europäischen Geschichte; Promotion zum [traditionellen Wanderzirkus](#) in Zentralasien; Mitarbeiter am Institut für Ethnologie der Universität Leipzig, Schwerpunkt: Ethnologie und Kulturgeschichte Zentralasiens; Forschungen zu nomadischen und netzwerkenden Kulturen, besonders von Zigeunergruppen entlang der Seidenstraße; Mitglied des FTF und Redakteur des online Magazins [tethys: Central Asia Everyday](#)
E-Mail: olaf.guenther@uni-leipzig.de



Sehnsuchtsort, Risikolebensraum, Nomaden-Highway. Die Steppe als Ort der Erkenntnis

Scene of Longing, Space of Risk, Nomads' Highway. The Steppe as a Place of Cognition

Sylvia Hipp

Abstract

The handling of space and landscape¹ among individuals and groups with diverse academic backgrounds produces specific views of the same reality. As far as the techniques, formulas and images of space are concerned, the new disciplines (affected by the spatial turn) differ in some extent from the conventional geographical ways of constructing spaces. Here the characteristics of the physio-geographical approach with its two techniques of classification and localisation of natural criteria are presented to demonstrate the way in which this field of geography refers to “the material reality”. The theoretical background of the second part of the article is the geographical perspective – as one possible view of a landscape – which generally presents the ecological characteristics of the steppe in order to access an account of the steppe via its natural conditions and factors. Forms of nomadism as a “socio-ecological mode of culture” and spatial mobility as a “strategy of human existence” (Scholz 1995, 7) can be seen as ideas immanent to this region. In this context the difficulties associated with historical placement and the detection of spatial mobility and temporary or seasonal settlement in the archaeological record should be discussed in connection with questions concerning the origin of that very old life form.

Keywords: Raumkonstruktion; Raumwahrnehmung; Steppe; Nomadismus; Mobilität

Die Techniken, mit denen Raumkonzeptionen in den verschiedenen Wissenschaften vorgenommen werden, unterscheiden sich zum Teil von denen der klassischen Geographie. Die Vorstellung von Räumlichkeit als zentrales Merkmal des Raumes und der Verweis auf seine materielle „Wirklichkeit“ weichen relationalen Ansätzen. Die Gegenüberstellung essentialistischer und konstruktivistischer Zugänge zum Problem des Raumes wird im folgenden am Beispiel der physischen Geographie verdeutlicht. Zwei zentrale Techniken bei der Entstehung physisch-geographischer Raumbilder, die im ersten Teil des Artikels vorgestellt werden, sind Klassifizierung und Verortung naturräumlicher Kri-

- 1 Der Begriff stammt aus der anglophonen Kulturgeographie (Stark 2009, 103), wo er als *cultural landscape* verwendet wird. Vgl. die klassische Definition nach Sauer 1925, 46: „The cultural landscape is the geographic area in the final meaning. [...] Its forms are all the works of man that characterize the landscape. [...] The cultural landscape is fashioned out of a natural landscape by a cultural group. Culture is the agent, the natural area is the medium, the cultural landscape is the result.“

terien. Daran anschließend wird zunächst der geographische Blick auf die Steppe als Naturraum rekonstruiert. Hierbei werden die theoretischen Überlegungen zum (physio-)geographischen Raumkonzept beispielhaft veranschaulicht und ein Zugang zu nichtmenschlichen Wirkfaktoren einer Landschaft gefunden, die ihrerseits nicht nur die Raumkonzepte beeinflussen, sondern auch als ausschlaggebende Faktoren in den Erkenntnisssystemen der Humangeographie wirken. Schließlich wird der Nomadismus als Phänomen thematisiert, der einen seiner Verteilungsschwerpunkte in semiariden Steppegebieten hat. Hierbei sollen einerseits die Probleme verdeutlicht werden, die sich im Rahmen archäologischer und geschichtlicher Forschung bei der Rekonstruktion des Nomadismus im archäologischen Befund und den historischen Quellen ergeben. Zum anderen wird alternativ aufgezeigt, wie dieses Phänomen (Nomadismus) im Spannungsfeld zwischen sozio-kulturellen und naturwissenschaftlichen Zugängen auf neue Weise gefasst werden kann.

Raum als Konstruktion

Aus den differierenden (naturwissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen) Auffassungen von Raum und dem sich daraus ergebenden unterschiedlichen Umgang mit Raum ergeben sich naturgemäß spezifische Sichtweisen auf eine bestimmte Realität. Diese lassen sich mit den Konzepten der Raumwahrnehmung und Raumkonstruktion erfassen, um die es im folgenden gehen soll.

Durch die Hinwendung zum Raum im Zuge des spatial turn ist diese Kategorie zu einer neuen „zentralen Wahrnehmungseinheit“ in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung geworden (Bachmann-Medick 2006, 285), die Konstruktionsformeln und -techniken innerhalb der unterschiedlichen Fachdisziplinen und die in ihnen erzeugten Raumbilder unterscheiden sich jedoch von denen der „herkömmlichen“ Geographie, deren ursprünglicher zentraler Forschungsgegenstand der Raum ist. Raum ist im Zuge dieser „Wende“ zu einem relationalen Begriff geworden, wobei vor allem das Systemische der Gleichzeitigkeit räumlicher Konstellation und zeitbezogener Vorstellungen von Entwicklung betont werden. (Bachmann-Medick 2006, 285) Dem Wesenskern des Konzeptes „Raum“, nämlich seiner Räumlichkeit, die sich vor allem in seinen drei Bedeutungsebenen

- Umfänglichkeit (ein Raum, der keinen Umfang hat, verliert seine Eigenschaft ein Raum zu sein),
- Geschlossenheit (Räume sind prinzipiell durch Grenzen bestimmt) und
- Dauer (ein Raum setzt ein Mindestmaß an Beständigkeit voraus)

äußere (Müller-Funk 2006, 208), wird nicht mehr augenscheinlich Rechnung getragen. Auf der Metaebene, die dem Raum in den Kulturwissenschaften zumeist zugedacht wird, werden diese Definitionsmerkmale trotz der Verwendung raumbezogener Terminologie zumeist nicht beibehalten.

Man müsste nun, um die Unterschiede zwischen den sich mit Raum beschäftigenden Wissenschaften zu verdeutlichen, die Techniken der Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften mit denen der Geowissenschaften vergleichen. Hier soll stattdessen die Besonderheit der Konstruktion von Raum in der Geographie, die mit ihren naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Bezügen eine Sonderstellung einnimmt, ins Zentrum der Betrachtung gestellt werden. Diese eher diffuse Verortung des Fachs lässt sich anhand der Bezüge der Geographie zu den Bedeutungsebenen von Raum veranschaulichen, die

Müller-Funk² aufstellt (Müller-Funk 2006, 208), wobei in Anlehnung an den Autor zwischen vier Dimensionen des Räumlichen unterschieden werden kann:

- der physisch-geographische, zum Teil [eig. Anm.] körperlich erfahrbare Raum,
- der symbolische Raum,
- der soziale, gesellschaftliche Raum,
- der imaginierte Raum.

Die Geographie beschäftigt sich naturgemäß mit dem physisch-geographischen Raum und dem sozial-gesellschaftlichen Raum.³ Raum ist dabei eine Erkenntniskategorie der Geographie und entsteht, so gesehen, durch (wissenschaftliche) Kommunikation, bei der die räumliche Wirklichkeit sprachlich konstruiert wird. Denn: „Raum ist vertrauter Bestandteil unserer Kommunikation, es gibt ihn nur in der Kommunikation. Er erfüllt innerhalb der Kommunikation eine Funktion.“ (Redepenning 2006, 1)

Das geographische Raumkonzept referiert dabei in unterschiedlicher Weise auf die materielle Wirklichkeit und strebt die Synthese von objektiver und subjektiver Perspektive an. Lossau stellt die allgemeine Objektivität des „geographischen Blicks“ jedoch grundsätzlich in Frage: „Im Prozess der Ordnung/Verortung findet die – letztlich paradoxe – (Re-)Produktion vermeintlich natürlicher Räume statt. Sie ist in sofern als paradox zu bezeichnen, als die (re-) produzierten Räume nichts anderes darstellen, als *symbolische (Re-)Konstruktionen* der jeweils zum tragen kommenden Ordnungs/Verortungskriterien.“ (Lossau 2002, 105) Das Urteil darüber, in welchem Maße subjektive und objektive Kriterien in ein Raumbild einfließen, sei Lossau zu Folge meist nicht möglich, da sich nicht offen mit der Geschichte seiner Entstehung auseinandergesetzt und diese nicht dargelegt wird: „Es ist also die heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung, die die Natürlichkeit der geographischen Wirklichkeit garantiert, indem sie dafür sorgt, dass die natürlichen Räume sichtbar gemacht, naturalisiert werden, während der Prozess des Ordnen selbst, d.h. die Verortung nach ganz bestimmten Kriterien, unsichtbar bleibt. Und zwar so unsichtbar, dass er [...] buchstäblich dem Blick entgeht.“ (Lossau 2002, 105-106)

Der physisch-geographische Zugang zum Raum, bei dem z.B. versucht wird, das Kontinuum Natur anhand bestimmter Kriterien⁴ in diskrete Einheiten (wie Formengesellschaften, Landschaften oder Regionen) zu unterteilen, erweckt häufig den Eindruck einer klaren (und objektiven) Definierbarkeit von Räumen, denn die Grenzen, die zwischen naturräumlichen Einheiten definiert und meist kartographisch dargestellt werden, suggerieren scharf abgrenzbare Räume, innerhalb derer ein bestimmtes Kriterium in ähnlicher oder gleich gearteter Ausprägung anzutreffen ist. Doch spiegeln die so durch Ordnung und Verortung konstruierten Räume in sehr unterschiedlicher Art und Weise die Realität wider. Hierbei muss der Modellcharakter physisch-geographischer Raumkonzepte betont werden, deren Inhalte zweckmäßig nur auf einer „vorher festgelegten“ Maßstabsebene⁵

2 Müller-Funk führt noch eine fünfte Ebene eines virtuellen Raums ein, welche im Rahmen der vorliegenden Betrachtung aber vernachlässigt wird.

3 Auch gibt es, wenn auch in weitaus geringerer Anzahl, geographische Arbeiten, die sich mit symbolischen Raumkonzepten beschäftigen.

4 Das können sowohl strukturelle Eigenschaften als auch genetische Merkmale (die vergangene und aktuelle dynamische Prozesse zum Ausdruck bringen) sein.

5 In der Geographie unterscheidet man je nach Dimensionsstufe, d.h. dem Maßstabsbereich, für den eine (gleiche) inhaltliche Aussage Gültigkeit besitzt (Neef 1967, zitiert in Zierdt 2009, 21) zwischen topologischer (auch topischer), chorologischer (auch chorischer), regionischer und geosphärischer Dimension.

Gültigkeit besitzen und auf der kleinräumigere Differenzierungen zu einem bestimmten Grad abstrahiert und generalisiert werden. So führt die Erhebung der Höhenlage auf der Erdoberfläche – mehrfach mit unterschiedlichen Methoden gleicher Genauigkeit durchgeführt – zu relativ ähnlichen (objektiven) Bildern. Dagegen zeigt die erhebungsbedingte Schwierigkeit bei der Definition klimatischer Räume beispielhaft auf, wie komplex die Abgrenzung von Kriterien wie Niederschlag und Temperatur mit ihren unterschiedlich gearteten graduellen Übergängen und Schärfegraden und ihrer raumzeitlichen Variabilität und Stabilität sein kann. Die Grenzen der Verbreitung naturräumlicher Parameter, die in der Realität eher variablen bzw. diffusen Mustern folgen, sind trotz ihrer objektiven Erhebung intersubjektiv unterschiedlich wahrnehmbar.

Raumwahrnehmung

Die naturräumlichen und topographischen Charakteristika einer Landschaft zeigen nicht nur Nutzungsmöglichkeiten und -grenzen auf, sondern haben auch – zum Beispiel durch den Grad an Offenheit – einen Einfluss auf die ästhetische, visuelle und akustische Wahrnehmung einer Landschaft. Bestimmte landschaftliche Objekte und Oberflächenformen stellen symbolische Identifikationsmöglichkeiten bereit. Eine ganzheitliche Beschreibung der naturräumlichen Gegebenheiten in diesem Sinne sollte daher nicht nur die scheinbar objektiven Kriterien aufgreifen, die im Zusammenhang mit Ressourcenverfügbarkeit stehen, sondern auch die Merkmale, die sich stärker durch subjektive und individuelle Wahrnehmungen erschließen und die kognitiven Aspekte der Raumkonstruktion greifbar machen. (Stark 2009, 125) Als ein Ausgangspunkt der Raumwahrnehmung steht der Naturraum, der sich im wesentlichen durch die Aspekte eines physisch-geographischen Raums wie Relief, Klima, Vegetation, Boden und hydrologische Aspekte äußert. Stark (2009, 103) betont in diesem Zusammenhang die intersubjektive Konnotation, mit der jeder Raum von einem Menschen oder einer Gruppe von Menschen mit jeweils eigenen Erfahrungshintergründen gesehen wird. Zu diesen stehen die dem Raum eingeschriebenen (Be-)Deutungen in direkter Abhängigkeit. Erst durch die Wahrnehmung werden die Attribute einer betrachteten Landschaft nun zum Potenzial, zum Risiko, zur besonderen Schönheit oder zum Tabu. So birgt jede Konstruktion von Raum gewisse Schwierigkeiten mit sich, denn bereits die Auswahl der Kriterien, mit deren Hilfe eine Landschaft beschrieben wird, ist durch eine spezifische Sichtweise gesteuert, wobei besonders bei der Bewertung der Ausprägungen der Kriterien erkenntnistheoretische Skepsis geboten ist. Das Verständnis des Konzeptes der Wahrnehmung erfordert eine mehrdimensionale Betrachtung der Faktoren, durch die sie gesteuert wird, zumal nicht ihr Verschmelzen und ein komplettes ineinander Aufgehen, sondern vielmehr die Koexistenz der Faktoren das wahrgenommene Raumbild erzeugt. Mehrdimensionales Denken ist gerade im Falle der naturräumlichen Beschreibung geboten, um einerseits nicht in alte Formen der Argumentation zu fallen und andererseits der Bedeutung des Naturraums für die kulturelle Entwicklung gerecht zu werden.

Größe ist dabei kein direktes definitorisches Merkmal. (Leser 2005, 964) So können in der gemäßigten Klimazone Europas Tope in Gebieten von einigen Zehner Quadratmetern bis um einem Hektar ausgewiesen werden. Beispiel für ein Top, als kleinste Einheit dieser Betrachtungsweise, ist eine Quellmulde oder eine kleine Terrassenfläche. Mit der Änderung der Dimension ändern sich sowohl der zu betrachtende Inhalt als auch die Betrachtungsweise. (Zierdt 2009, 21)

Aufbauend auf der Frage, wie ein Raumbild entsteht, beschäftigen sich Kath und Rieger mit dem Problem, wie physische/natürliche Räume zu kulturell und politisch abgrenzbaren Räumen werden. Sie kommen zu der Annahme, dass die naturräumlichen Grundlagen einer Landschaft zwar die Rahmenbedingungen bilden, innerhalb derer sich individuelles und gesellschaftliches Leben abspielt (Kath/Rieger 2009), dabei jedoch nicht von einer Einheit physischer Räume mit Räumen wirtschaftlicher und sozialer Handlungen ausgegangen werden kann. Eine direkte Zuweisung von Modellen wie Nomadismus und Sesshaftigkeit zu derart konstruierten Räumen sei, so die Autorinnen, unter physisch-geographischen und bodenkundlichen Gesichtspunkten nicht möglich, da in den meisten Fällen von einer Überlappung der Räume auszugehen ist. (Kath/Rieger 2009, 1)

Die wichtigste Beobachtung, die Kath und Rieger bei der Diskussion unterschiedlicher Raumkonzepte machen, ist die einer strukturellen Gemeinsamkeit, derzufolge sämtliche Sichtweisen, unabhängig davon, ob sie auf den rein physischen Eigenschaften oder auf der Deutung des Raums beruhen, nie zu einer klaren Abgrenzung oder Aufteilung der Erdoberfläche in Raumeinheiten führen. (Kath/Rieger 2009) Auch könne von einer kulturell bedingten unterschiedlichen Auffassung von Raum (hier im Sinne eines Territoriums) zwischen Nomaden und Sesshaften ausgegangen werden. (Kath/Rieger 2009, 1) Der (Ein-) Teilung des Raumes, die Sesshafte vornehmen, stehe der ungeteilte Raum und die Weite des Raums, in der Nomaden leben können und wollen, entgegen. (Kath/Rieger 2009, 1)

Diese Vermutung erweckt den Eindruck, dass Nomaden im Gegensatz zu Sesshaften Landschaft lediglich als Ressourcen liefernden Lebensraum sehen und weniger als ein in Besitz zu nehmendes Territorium. (Brüggemann 2009, 174) Diesen scheinbar nichtterritorialen Raumvorstellungen stellte Schlee (zitiert in Streck 2002, 6) eine eher spezifische Auffassung von Territorium gegenüber, die sich am Beispiel nordkenianischer Nomaden zeige, welche sich als Passanten von Wanderwegen und markanten Punkten verstünden – und somit ein Verständnis von Territorialität aufwiesen, das sich nicht so sehr auf begrenzte Flächen beziehe, sondern vielmehr auf Passagen und Anlaufpunkte. (Streck 2002, 6) Diese Vermutung wirft interessante Fragestellungen zu den Besitzverhältnissen und zur Einstellung gegenüber Besitz in Bezug auf nomadische Lebensweisen auf. Laut Khazanov sind zum Beispiel informelle Aushandlungsprozesse und ein kooperatives Eigentum der Weiden ein gängiges Modell in nomadischen Gesellschaften. (Khazanov 2004, 123)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zum Problem der Konstruktion von Raum wird im folgenden der physio-geographische Blick auf die Steppe rekonstruiert, indem eine naturräumliche Charakterisierung von Steppenlandschaften vorgenommen wird. Diese kann im Sinne der oben aufgeführten geographischen Raumgliederung auf einer regionischen Betrachtungsebene (Leser 2005, 750) verstanden werden, bei der Räume in der Größenordnung von Landschaftszonen ausgewiesen werden, in denen gleiche Dynamik und Prozesse vorherrschen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es sich beim eurasischen Steppengürtel um eine heterogene Landschaft handelt, deren regionalen Besonderheiten diese Betrachtungsweise durch ihre notwendige Abstraktion nicht immer gerecht wird. Ein Ausgangspunkt, der eine solche Herangehensweise sinnvoll erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass sich die kulturgeschichtliche Forschung zur Rezeption von Steppe und Nomaden in Literatur, Kunst und Film nur selten mit den materiellen Grundlagen und naturräumlichen Gegebenheiten befasst.

Die Steppe aus (physio-)geographischer Perspektive

Die Attribute karg, trist, öde sind vielleicht der Inbegriff dessen, was Menschen, die Leere in einer Landschaft nur schwer ertragen können, als Steppengebiete ansehen würden. Doch die monotone Graslandschaft, die manchem als Einöde vorkommen mag, stellt sich bei näherer Betrachtung als hoch differenziertes und anspruchsvolles Ökosystem dar. Die Steppen, die sich quer über die Kontinente ziehen, sind überraschend lebendig und bilden mit mehr als 1500 Pflanzenarten Landschaftsformationen sehr vielfältiger Art. Die Frage, warum die typische Steppe baumlos ist, hat Wissenschaftler lange beschäftigt, denn grundsätzlich gilt gerade der Steppenboden als sehr fruchtbar. Trockenheit, Steppenbrände und der dichte Bewuchs der Bodenvegetation führten jedoch im Laufe der Zeit zur Herausbildung der baumlosen Offenlandschaften (Anke 2007, 27), in denen Baumwuchs zumeist auf die Ränder zu den angrenzenden Waldgebieten beschränkt ist, wobei dessen natürliche Ausbreitung durch Naturweide (durch Pferd, Wisent, Bison), aber auch durch nomadische Tierhaltung nur sehr bedingt möglich ist.

Die Verbreitung der Steppen ist in erster Linie ein Resultat klimatischer Bedingungen, die auf die Lage der Gebiete im Innern der Kontinente und die große Entfernung zu den Ozeanen zurückzuführen sind. Innerhalb des altweltlichen Trockengürtels, der Teile Afrikas und Eurasiens verbindet, bilden die eurasischen Steppen zusammen mit Halbwüsten und Wüsten die Trockenen Mittelbreiten. Die Steppe Eurasiens erstreckt sich somit vom Karpatenbecken in Ungarn und Rumänien über das untere Donautal, die pontische Steppe im nördlichen Schwarzmeergebiet und den Nordrand des Kaukasus und des Kaspischen Meeres sowie die kasachische Steppe im Siebenstromland bis zum Fluss Amur im Fernen Osten Russlands. Den Abschluss dieser nahezu unendlichen Steppenlandschaft bilden die östlichen Ausläufer der Mongolischen Steppe und die Innere Mongolei im Nordosten Chinas. Insgesamt umfassen die Steppengebiete eine Fläche von rund fünf Millionen Quadratkilometern.

Trotz der Heterogenität der Landschaften findet man im gesamten Gebiet der Trockenen Mittelbreiten ähnliche klimatische Bedingungen, wobei vor allem in den Kerngebieten folgende klimatische Besonderheiten vorherrschen: relativ geringe Niederschläge (200-400 mm im Jahr) mit hoher zeitlicher und räumlicher Variabilität, starke Temperaturschwankungen von -30°C im Winter (lang, kalt) bis 35°C im Sommer (relativ kurz und heiß) sowie – aufgrund der unregelmäßigen Niederschläge – Trockenperioden und Dürrezeiten. (Schultz 2002, 163) Erstaunlich ist dabei, dass in diesen trockenen Regionen trotzdem einige der größten Flüsse der Erde fließen, die ihren Ursprung in feuchteren Gebieten haben und die Steppe als so genannte Fremdlingsflüsse passieren. Auf der anderen Seite sorgen extreme klimatische Bedingungen für sehr kurze Vegetationsperioden von wenigen Monaten im Frühjahr und Herbst sowie das Auftreten von sehr starken Steppenwinden und Staubstürmen.

Steppen unterliegen durch strenge Kälte im Winter und anhaltende Trockenheit im Sommer im Jahresverlauf zwei Perioden der Vegetationsruhe, in denen die Witterungsverhältnisse pflanzliches Wachstum unmöglich machen. Die wenigen Monate des Frühljahrs und Herbstes, die nicht in diese Zeit fallen, zeichnen sich im Gegensatz dazu durch Dynamik und Reichhaltigkeit aus. Nach einem kompletten Aussterben der Steppenvegetation im Winter verwandelt sich die Steppe nach der Schneeschmelze für eine kurze Zeit in einen Teppich aus gelben, weißen, roten und violetten Blüten. Trotz großer Artenvielfalt ist das äußere Erscheinungsbild der Steppe auf wenige besondere Arten zurückzuführen. Pflanzen wie das wogende Federgras (*Stipa*), farbenprächtige Wildblumen wie Anemonen, Hyazinthen sowie Tulpen (als typische Steppenvertreter) und duftende Kräuter

wie Thymian, Beifuß und Wermut verleihen dieser Landschaft eine besondere Ästhetik und landschaftliche Schönheit. Ab der ersten Sommerhälfte wirkt sie wiederum durch den Mangel an Niederschlägen karg, gelblich-braun bis grau und vertrocknet und Steppenläufer prägen das Steppenbild.

Neben der Einordnung der Gebiete in das globale Klima spielen auch das Relief und die geologischen Verhältnisse eine nicht unwesentliche Rolle bei der Herausbildung von Steppen. Vom russischen Wort *stépj* abgeleitet, das für „ebenes Grasland“ steht, definiert bereits der Begriff die Steppe als eine weite Ebene. Große Lössebenen oder sanfte, von Löss umkleidete Hügel prägen das äußere Erscheinungsbild dieser Landschaft. Als Lössfänger kämten Steppengräser die feinen, durch Wind antransportierten Stäube aus der Luft, die sich im Laufe der Zeit zu mächtigen Ablagerungen von mehreren Metern aufschichten können.

Nomadismus als in den Steppenraum eingeschriebene Idee

Nomadismus ist, aus der Akteursperspektive betrachtet, ein geschicktes kulturelles Angebot, den geoökologischen Rahmenbedingungen in semiariden Räumen zu begegnen, denn „weder der Boden, noch das Klima, noch die Topographie bestimmen Handlungsweisen oder Kulturen. Diese richten sich vielmehr selbst in der Welt ein – und sie richten die Welt für sich ein.“ (Zierhofer 2008, 132) Die mit dem Nomadismus verbundenen Lebens- bzw. Organisationsformen von Menschen haben im eurasischen Steppengürtel einen ihrer räumlichen Schwerpunkte und sind somit eine dem Raum immanente Idee (Scholz 1997, 188). Auch wenn die Versuche einer terminologischen Annäherung an die Begriffe „Nomadismus“ und „nomadisch“ häufig den Eindruck eines unerschöpflichen Repetitoriums vermitteln, so zeigen sie doch die Vielfalt an möglichen Interpretationen und Lebensstilen auf, die mit diesen Begriffen verbunden sein können. Folgende Aspekte lassen sich mit einer oder mehreren der bestehenden Nomadismus-Definitionen verknüpfen:

- Mobilität (permanent oder zyklisch) als Basis der Existenzsicherung,⁶
- Erschließung der Lebensgrundlagen durch extensive Weidewirtschaft und Wanderviehhaltung mit Weideflächenwechsel,
- Flexibilität, die es erlaubt, ökologischen und sozioökonomischen Ungünstfaktoren auszuweichen.

Dieser engeren, auf das Wanderhirtentum und somit auf Pastoralnomaden abzielenden Definition des Nomadismusbegriffs kann eine weiter gefasste hinzugefügt werden, die auch andere, durch Mobilität erschlossene Erwerbsquellen⁷ mit einbezieht, die im vorliegenden Artikel jedoch nicht betrachtet werden.

Als angepasste Nutzung natürlicher Ressourcen durch extensive Weidewirtschaft trete der Nomadismus in den Steppen als mobile Lebens- und Wirtschaftsweise in einem Raum in Erscheinung, in dem menschliches Wirtschaften und Leben durch extreme phy-

6 Hier sind die „Aktivitäten und Strategien, die von Akteuren zur Sicherung des Lebensunterhalts verfolgt werden, sowie die (materiellen und sozialen) Ressourcen, auf deren Grundlage die Lebenshaltung in einzelnen Haushalten geschieht“, zu nennen. (Breuer 2007, 7).

7 Wildbeutertum, Brandrodungsfeldbau, Dienstleistungsnomaden und andere sehr vielfältige Formen industrieller Mobilität (Streck 2002, 1) haben die mobile Lebensweise und zyklische Wanderungen der jeweiligen Gruppen gemeinsam, werden hier jedoch nicht weiter betrachtet.

sisch-geographische Faktoren und die differenzierte Ressourcenverfügbarkeit limitiert sind. (Janzen 1999, 4) Aus der Perspektive der landwirtschaftlichen Nutzung gehen das unregelmäßige Niederschlagsgeschehen und die geringe Bodenfeuchtigkeit als Standortcharakteristika in die Beurteilung der Landnutzungsmöglichkeiten von Steppen ein. Die agronomische Trockengrenze von 200-300 mm Jahresniederschlag (Klammer 2009, 57; Vetter 2006), bis zu der Regenfeldbau noch möglich ist, wird hier häufig unterschritten. Die dadurch limitierte Pflanzendecke und saisonal sehr unterschiedliche Witterung zwingt die Nomaden zur Veränderung der Weideplätze und macht jährliche Wanderungen erforderlich. Herdentiere bilden dabei das zentrale, funktionale Bindeglied zwischen menschlicher Notwendigkeit und gesellschaftlicher und physischer Umwelt. Sie sind eine natürliche Ressource, die es einer bestimmten Gruppe von Menschen auch unter extremen natürlichen Bedingungen im Rahmen des Nomadismus ermöglicht, bestimmte Regionen zu erschließen. Gruppierungen, die ein nomadisches Leben führen, nutzen unterschiedliche Herdentiere, unter ihnen sind es hauptsächlich Pferde, Schafe, Ziegen, Yaks und/oder Kamele. Indem die Tiere ihnen Nahrung sowie Rohstoffe für Kleidung, Behausung und Werkzeuge liefern, sind sie in besonderer Weise Ausdruck des elementaren Mensch-Natur-Gefüges.

Neuere Forschungsansätze wie die Arbeiten im Kontext der weit gefassten Themenstellung des SFB „Differenz und Integration“ an den Universitäten Halle-Wittenberg und Leipzig werfen Fragen zu den Interaktionen und Wechselwirkungen zwischen Nomaden und Sesshaften auf. Die Perspektive der Sesshaften soll hier überwunden werden, um das komplexe Phänomen in seinen historischen, sozialen, geistesweltlichen, ökonomischen, politischen und naturwissenschaftlichen Kontexten zu verstehen. Sehr auffällig bei vielen neueren Forschungsansätzen, so auch dem des SFB, ist die Beibehaltung eines kontrastierenden Umgangs mit beiden Lebensweisen. Die Infragestellung der den Forschungskonzeptionen zugrunde liegenden Dichotomie gehört meist nicht zu deren zentralen Vorhaben.

Bei allen strukturellen Unterschieden zwischen Sesshaften und Nomaden gab und gibt es aber auch Berührungen und Symbiosen (Hänsel 1998). Gerade in Grenzzonen und Kontaktbereichen beider Zivilisationsmuster entstehen Abhängigkeiten und gegenseitige Einflussnahmen. War das mobile Nomadentum ursprünglich auf eine fast autarke Versorgung (Subsistenzwirtschaft) ausgerichtet, sind im Laufe der Entwicklung des Nomadismus der Anteil der zu erwerbenden Güter und somit die Abhängigkeit von sedentären Gesellschaften immer mehr gestiegen. Mit seiner Theorie des Nomadismus als sozio-ökologischer Kulturweise prägte besonders Scholz die Forschung, indem er Nomadismus als überlebenssichernde Reaktion des Menschen auf bestimmte ökologische und sozio-politische Rahmenbedingungen ansah, also als funktionale Anpassung an eine bestimmte Umwelt. (Scholz 1995, 50) So verstanden, könne Nomadismus lokal in immer wieder neuer Ausprägung und praktisch überall entstehen. (Janzen 1999, 2) Frühere Theorien eines monozentrischen Ursprungs (Pohlhausen 1954 zitiert in Scholz 1997, 42) oder die Annahme, dass Nomadismus eine kulturhistorische Vorstufe des Ackerbaus sei (u. a. Schmidt 1951 zitiert in Scholz 1997, 42), wurden damit überzeugend widerlegt. Vielmehr könne von einer polyzentrischen Entstehung mit reziproken Wechseln zwischen sesshaften und mobilen Lebensformen ausgegangen werden (Scholz 1997, 20). Auslöser für diese Wechsel, die lokal und auf kleinere Gruppen begrenzt oder auf ganze Regionen

und größere Gruppen der Bevölkerung bezogen sein können, liegen in der Veränderung der regionsspezifischen ökologischen und sozio-politischen Rahmenbedingungen.⁸ (Scholz 1997, 20)

Historische Einordnungsbemühungen und die Frage danach, seit wann⁹ es Nomaden gibt, stehen häufig in Verbindung mit dem historischen Modell der berittenen Hirtennomaden, auch Reiternomaden¹⁰ genannt, dem sich vor allem in jüngerer Vergangenheit verstärkt aus historischer (Ivantchik 2001; Scharrer 2002; Golden 1998; Pohl 1988 u. a.), aber auch archäologischer (Rolle/Müller-Wille/Schietzel 1991; Hänsel 1998; Parzinger 2004; Hauser 2006; Parzinger 2004, 2007; Mehnert 2008 u. a.) Perspektive gewidmet wurde. Lange Zeit nach der Zähmung und Domestizierung des Pferdes begann man im zweiten und ersten vorchristlichen Jahrtausend damit, es auch als Reittier zu nutzen, was sich auf die Lebensgewohnheiten der Menschen nachhaltig auswirkte, da es ihren Bewegungsradius enorm vergrößerte. Die Verfügbarkeit und Nutzung von Pferden als Reit- und Zugtiere sind für eine nomadische Weidewirtschaft keine zwingende Voraussetzung, doch dürften sie die Initialzündung gewesen sein. Mit Hilfe des Pferdes wurde nicht nur die Bildung und Kontrolle größerer Herden möglich, es konnten nunmehr durch die gestiegene Mobilität der Viehzüchter auch große Weidegebiete erschlossen werden.

Vor diesem Hintergrund gestaltet sich die Beantwortung der Frage nach der „Nachweisbarkeit“ von mobilen Lebensformen und der mit ihnen verbundenen saisonalen Besiedlung im archäologischen Befund und den historischen Quellen schwierig. Fehlende oder nur geringfügige Schriftlichkeit¹¹ der nomadischen Gruppen führte zum Beispiel dazu, dass sich historische Arbeiten fast ausschließlich auf Quellen Sesshafter bezogen. In diesen tauchten Nomaden jedoch meist erst dann auf, wenn sie zur deutlichen Bedrohung geworden waren, was wiederum dazu führte, dass dem historischen Modell nomadischer Lebensweise in den eurasischen Steppengebieten das Element des Kriegerischen anhaftete. (Hauser 2006, 3) In diesem Zusammenhang wurde räumlich häufig auf die Landschaften zwischen Karpatenraum sowie nordpontischen und fernerer, innerasiatischen Steppengebieten fokussiert (Makkay 1996, Hänsel/Machnik 1998, Hänsel 1998), deren Beziehungen zueinander durch rege Austausch- und Wanderungsprozesse gekennzeichnet waren, wodurch im Laufe der Zeit das dynamische Bild von einer Art „Steppen-Highway“ mit in das Karpatenbecken vordringenden Hirten- und Nomadengruppen (insbesondere Skythen, Sarmaten, Alanen, Hunnen, Awaren, Petschenegen, mongolischen Tataren) entstanden ist.

Um dieser quellenbedingt einseitigen Betrachtungsweise entgegenzuwirken und ein Äquivalent zu den Mitteilungen der Schriftquellen zu finden, wird häufig versucht, die

8 Sozio-politische Veränderungen wie koloniale Raumerschließung, Nationalstaatenbildung, sozialistische Kollektivierung, aber auch ökologische Ereignisse wie Dürreperioden und Naturkatastrophen geben Impulse zur Entstehung oder zum Abbruch nomadischer Lebensweisen.

9 Übereinstimmung besteht darin, dass die Domestizierung von Herdentieren eine wesentliche Voraussetzung für Nomadismus bildet. Erste schriftliche Zeugnisse über nomadische Bevölkerungsgruppen finden sich für das 4.-3. Jahrtausend v. Chr. (Scholz 1997, 192). Hinsichtlich der geschichtlichen Abläufe kann auf Khazanov verwiesen werden, der einen guten Überblick zu den Anfängen nomadischer Lebensweise gibt. (Khazanov 1994)

10 Reiternomadismus wird hier als ein möglicher Teilaspekt von Hirtennomadismus verstanden. (Mehnert 2009, 15)

11 Nomaden tendieren selten dazu, neben ihrer oralen Tradition einen Bestand an Schriftquellen aufzubauen. (Hauser 2006, 1)

historischen Daten mit archäologischen Befunden zu verknüpfen. Doch auch die Nachweisbarkeit des Nomadismus im archäologischen Befund wird durch die Spärlichkeit an materiellen Hinterlassenschaften eingeschränkt. (Guldin 2002, 38) Die Zuweisung des vorhandenen Fundmaterials zu reiternomadischen Lebensformen sei zudem differenzierter zu betrachten, als bisher angenommen, was Mehnert in einer länderübergreifenden¹² Studie zu Transkaukasien feststellte (Mehnert 2008), in der sie die Grenzen und Möglichkeiten der Deutung insbesondere von skythischen¹³ Artefakten diskutierte. Die sog. skythische Trias (Grakov 1954 in Mehnert 2008, 13), d.h. skythische Waffen (Kurzschwerter, Pfeil und Bogen), Zaumzeug und Objekte im skythischen Tierstil, die in transkaukasischen Gräbern ohnehin nie als vollständige Einheit auftauche, könne nicht automatisch mit reiternomadischen Gruppen gleichgesetzt werden. Die Ausbreitung einer reiternomadischen Sachkultur, die bisher im Sinne der historisch überlieferten Kriegszüge interpretiert wurde, stehe hier eher im Zusammenhang mit Austauschprozessen und Übernahmen von Gegenständen durch einheimische Sesshafte und sei nicht einzig und allein auf kriegerische Handlungen zurückzuführen. Bestattungen eurasischer Reiternomaden hätte es bis auf wenige Einzelfälle in Transkaukasien nicht gegeben, was die These einer starken Präsenz von Reiternomaden in dieser Region widerlege. (Mehnert 2008, 109)

Zu den Arbeiten, die sich kritisch mit der bisherigen Interpretation von Artefakten auseinandersetzen, treten verstärkt Vorschläge¹⁴, die das Phänomen der nomadischen Wirtschafts- und Lebensweisen anhand siedlungsarchäologischer Befunde zu rekonstruieren versuchen. (Guldin 2002, Hauser 2006, Jesse 2006, Riehl 2006) Im Rahmen neuerer Arbeiten werden beispielsweise siedlungsgeographische Muster, Standortkriterien oder bestimmte Typen und Anordnungen der Baubefunde (Viehpfersche o. ä.) innerhalb der Siedlungs- und Lagerplätze¹⁵ untersucht, um deren Dauer und Funktion archäologisch greifbar zu machen. (Rieger 2009, 78; Guldin 2002, 58) Für eine derartige Herangehensweise und das Erkennen von Nomadismus im archäologischen Befund ist das zugrunde liegende Nomadismusmodell von zentraler Bedeutung. (Hauser 2006, 11) Überhaupt fehlt es nicht an Versuchen, dem Problem auch aus begriffstheoretischer Sicht zu begegnen, deren Diskussionsansätze häufig aus der gegenwartsbezogenen ethnologischen und geographischen Forschung stammen. So sieht Guldin (2002, 39) in der oben erwähnten Definition von Scholz (1997, 20) daher einen geeigneten Weg, weil er sich von anderen Ansätzen darin unterscheidet, dass er versucht, Nomadismus auf einer höheren analyti-

12 Transkaukasien umfasst neben kleineren Territorien in etwa die Länder Georgien, Aserbaidschan und Armenien.

13 „Skythisch“ soll im Sinne von Mehnert 2008 neben „kimmerisch“ nicht als ethnische Zuschreibung, sondern als Synonym für reiternomadische Gruppen, die seit dem späten 8. Jahrhundert v. Chr. in Vorderasien auftraten, verstanden werden. (Mehnert 2008, 108) Darüber hinaus ist „skythisch“ in der Archäologie die stereotype Bezeichnung konkreter Waffenformen. (Mehnert 2008, 15)

14 Vorhandensein und Menge bestimmter Tierknochen (Schweine sind zum Beispiel für längere Wanderungen nicht geeignet), die Menge an Gegenständen (zum Beispiel Keramik) an einem Ort (zu viele Gegenstände würden die Mobilität einschränken), Bebauungsdichte und räumliche Organisation der Siedlungsspuren im individuellen Siedlungsbild, auch die klimatischen und ökologischen Bedingungen der Fundstellen geben Hinweise auf die Nutzung eines Ortes. (Hauser 2006, 12)

15 Die Grundannahme hierbei ist, dass sich dauerhaft besiedelte Plätze von saisonal oder nur in Teilen ganzjährig bewohnten Orten besonders in ihrer jeweiligen Fundstreuung und der Mächtigkeit des archäologischen Sediments unterscheiden. (Jesse 2006, 70)

schen Ebene zu erfassen. Indem es Nomadismus als handlungsstrategische Antwort zur optimalen Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Ressourcen innerhalb eines gesetzten Rahmens definiert, stellt das von Scholz erarbeitete Modell (Scholz 1995) stärker die strukturellen Gemeinsamkeiten nomadischer Gesellschaften heraus, womit rezente Formen nun besser mit prähistorischen Formen in Beziehung gesetzt werden könnten (Guldin 2002, 57), was Analogiebildungen möglich macht.

Die Zahl der heute weltweit nomadisch lebenden Menschen lässt sich nur schwer beziffern. (Leder 2005) In der gegenwartsbezogenen Nomadismusforschung wird allgemein von einer Tendenz hin zu halbnomadischen Wirtschaftsweisen (Leder 2005) ausgegangen, wobei die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu beobachtenden Wandlungsprozesse des Phänomens (Breuer 2007, 6) einerseits zu einer „Niedergangsthese“ und andererseits zu einer „Entstehungsthese“ geführt haben. Dabei zeigen beide Ansätze in sehr unterschiedlicher Weise die Abhängigkeiten des Nomadismus von exogenen, externen Rahmenbedingungen auf. Kampagnen zur Sesshaftmachung¹⁶, Einschränkung der Bewegungsfreiheit durch Staatsgrenzen sowie neuere Einkommensquellen ließen die auf Nomadismus gründenden Lebensformen allgemein an Bedeutung verlieren. (Leder 2005) Die regionalen, nationalen und globalen Verflechtungen der Ökonomie im Kontext von Globalisierungsprozessen bringen Veränderungen der sozioökonomischen Rahmenbedingungen mit sich, welche die auf Subsistenz gründende Lebens- und Wirtschaftsweise des Nomadismus vor allem im Hinblick auf die Einbindung in marktwirtschaftliche Systeme (Leder 2005, o. S.) zwangsläufig verändern. Die damit verbundene ökonomische und technologische Modernisierung eröffnet den Nomaden neue Möglichkeiten, stellt sie aber auch vor Probleme. Folgen dieser Entwicklung sind vor allem die zahlreichen Übergangs- und Mischformen zwischen nomadischen und sedentären Lebensweisen, welche die traditionellen Formen nomadischer Alltagsorganisation und Überlebenssicherung allmählich verschwinden lassen. (Gertel 2002, 58) Es spricht aber auch einiges dafür, dass die mobile Nutzung natürlicher Weiden zukünftig mehr geschützt werden sollte. Hier zu betonen ist vor allem die Bedeutung des ökologischen nachhaltigen Handelns nomadischer Tierhalter. Als nicht ortsgebundene Wirtschaftsformen, die zudem nicht auf Naturbeherrschung und Naturausbeutung ausgerichtet sind (Scholz 1997, 188), sind diese an die Tragfähigkeit der Steppenlandschaften angepasst und könnten auch rezenten Problemen wie der Überweidung und der Wüstenausbreitung oder der Verknappung von Ressourcen wie Wasser und Weideland nachhaltig begegnen.

Dem Bild des allgemeinen Niedergangs tritt die „Entstehungsthese“ entgegen, nach der Nomadismus überall neu und auch originär entstehen kann. (Scholz 1995, 20) Dass die mit ihr verbundenen reziproken Wechsel zwischen sesshaften und mobilen Lebensformen (Scholz 1997, 194) bis in die Gegenwart hinein existieren, zeigen beispielhaft die Entwicklungen der 1990er Jahre in der Mongolei.¹⁷ Der hier seit den späten 1980er Jahren andauernde Prozess der Transformation des politischen Systems zu einer parlamenta-

16 Als Beispiel hierfür nennt Hauser den Westiran, insbesondere Luristan, wo Anfang der 1970er Jahre mittels staatlicher Programme versucht wurde, Nomaden zur Sesshaftigkeit zu zwingen (Hauser 2006, 9).

17 Mongolei: Landesfläche: 1,56 Mio. km², Bevölkerung (2005): 2,6 Mio. Klimatische Faktoren, die Verfügbarkeit von Wasser und eine Vegetationsperiode von nicht mehr als 100 Tagen schränken den Ackerbau in der Mongolei auf eine Fläche von weniger als einem Prozent der Landesfläche ein. 83 % der Landesfläche sind Weideland oder liegen brach, 6,5 % sind bewaldet. 2001 waren ca. 16,7 % der Gesamtbevölkerung mobile Tierhalter. (FAO 2007, 17)

rischen Demokratie und der Transformation der Wirtschaft von einer zentral gelenkten Planwirtschaft zu einer Marktwirtschaft brachte vor allem für den ländlichen Raum der Mongolei strukturelle Veränderungen mit sich. Die Auflösung und Privatisierung der Negdels (sozialistische Produktionsgenossenschaften) und die Aufteilung des Viehbestandes unter den Beschäftigten führte zu einer Wiederbelebung nomadischer Lebensweisen,¹⁸ der durch planwirtschaftliche Kollektivierungsmaßnahmen sehr stark zurückgedrängt war. Die nomadische Tierhaltung tritt hier als Rückgrat der mongolischen Wirtschaft in Erscheinung. Ihre Wiederkehr, wenn auch mit neuen Formen räumlich-sozialer Organisation und saisonaler Weidenutzung (Janzen/Bazargur 2003, 53), ist in einem Land, dessen Wirtschaft traditionell auf dem Nomadismus und anderen auf Tierhaltung ausgerichteten Wirtschaftsformen basiert und in dem nomadische Lebensweisen quasi ein Teil der nationalen Identität sind, mehr als nur eine Krisenstrategie.

Dass sich Entstehungs- und Niedergangspänomene räumlich überlagern können, zeigen die Folgen der Dürre- und Kälteperioden in den Jahren 1999 bis 2002, die in ihrer Wirkung (dem sog. Dzud) nicht nur zu erheblichen Verlusten im Tierbestand, sondern auch in einem temporären Rückgang der nomadisch lebenden Haushalte um 5% führten.

Inwieweit Nomadismus ökologisch determiniert ist und inwiefern auch andere Faktoren (symbolische: Religion, gesellschaftlich soziale) auf die Lebensweise und die Stepplandschaft zurückwirken und wieweit sich die Räume überlagern – der „reale“ natürliche, partiell kulturalisierte, leiblich erfahrene Raum (Viehhaltung, Siedlungen, Feuer etc.), der soziale Raum (Gesellschaftsorganisation), der symbolische Raum (Mythen, Religion, Mentalität, Tradition, Wertsystem) – wird mit dem Modell der verschiedenen Raum-Ebenen greifbar. Diese werden in ihrer Gleichzeitigkeit und Interdependenz, der Mehrdimensionalität und der Komplexität dessen was Raum sein kann, gerecht. Die ohnehin nicht sinnvolle Reduzierung der Realität auf nur einen Raum ist mit solch einem komplexen Ansatz nicht mehr notwendig.

Bibliographie

- Anke, B. (2007) Die Steppe als Kultur- und Naturraum der Nomaden. In: Anke, B. (Hg.) *Attila und die Hunnen*. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag: 26-37.
- Bachmann-Medick, D. (2006) *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Breuer, I. (2007) Existenzsicherung und Mobilität im ariden Marokko. In: *Nomaden und Sesshafte* 9. Wiesbaden: Reichert.
- Brüggemann, Th. (2009) Territorium oder Lebensraum? Aisa Minor zwischen Byzantinern und Selgūqen (10.-13. Jahrhundert n. Chr.). In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden: Reichert: 173-203.
- Cribb, R. (1991) *Nomads in archaeology. New studies in archaeology*. Cambridge: Cambridge University Press.

18 Verdreifachung der Zahl der nomadisch lebenden Haushalte seit dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems.

- FAO (Hg.) (2007) Selected indicators of food and agricultural development in the Asia-Pacific Region 1996-2006. RAP Publication 2007(15). Bangkok.
- Gertel, J. (2002) Globalisierung, Entankerung und Mobilität: Analytische Perspektiven einer gegenwartsbezogenen geographischen Nomadismusforschung. In: Leder, S./Streck, B. (Hg.) *Nomadismus aus der Perspektive der Begrifflichkeit*. Mitteilungen des SFB 586 „Differenz und Integration“ 1, Orientwissenschaftliche Hefte 2002(3). Halle: 57-88.
- Glückler, J. (1999) *Neue Wege geographischen Denkens? Eine Kritik gegenwärtiger Raumkonzeptionen und ihrer Forschungsprogramme in der Geographie*. Frankfurt a.M.: Verlag neue Wissenschaft.
- Glückler, J. (2002) Raum als Gegenstand, Begriff und Perspektive der Geographie. In: Werlen, B./Lippuner, R. (Hg.), *Texte zur Theorie der Sozialgeographie* 1. Jenaer geographische Manuskripte 23. Jena: Selbstverlag des Instituts für Geographie: 45-65.
- Golden, P. B. (1998) *Nomads and sedentary societies in medieval Eurasia. Essays on Global and Comparative History*. Washington: American Historical Association.
- Guldin, D. (2002) Früher Nomadismus im Spiegel einer neueren Betrachtungsweise. Welche Definition – welches Modell. In: Leder, S./Streck, B. (Hg.) *Akkulturation und Selbstbehauptung*. Mitteilungen des SFB 586 „Differenz und Integration“ 2, Orientwissenschaftliche Hefte 2002(4). Halle: 37-64.
- Hänsel, B. (1998) Die Steppe und das Karpatenbecken im Spannungsfeld zwischen nomadischen und sesshaften Lebensformen. In: Hänsel, B./Machnik, J. (Hg.) *Das Karpatenbecken und die osteuropäische Steppe. Nomadenbewegungen und Kulturaustausch in den vorchristlichen Metallzeiten* (4000-500 v. Chr.). Südosteuropa-Schriften 20, Prähistorische Archäologie in Südosteuropa 12. München: 9-18.
- Hard, G. (1995) Szientifische und ästhetische Erfahrung in der Geographie. Die Verborgene Ästhetik einer Wissenschaft. In: Wälty, S./Werlen, B. (Hg.) *Kulturen und Raum. Theoretische Ansätze und empirische Kulturforschung in Indonesien. Festschrift für Professor Albert Leemann*. Chur/Zürich: Verlag Rüegger AG: 45-64.
- Hauser, S.R. (2006) Zur Einleitung: Archäologische Annäherung an Nomaden. In: Hauser, S.R. (Hg.) *Die Sichtbarkeit von Nomaden und saisonaler Besiedlung in der Archäologie. Multidisziplinäre Annäherungen an ein methodisches Problem*. Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 9. Halle: 1-26.
- Ivantchik, A.I. (2001) *Kimmerier und Skythen*. Moskau: Paleograph Press.
- Janzen, J. (1999) Einführende Gedanken zum Thema „Räumliche Mobilität und Existenzsicherung“. In: Janzen, J. (Hg.) *Räumliche Mobilität und Existenzsicherung. Festschrift Fred Scholz um 60. Geburtstag. Abhandlungen – Anthropogeographie* 60. Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 1-10.
- Janzen, J./Bazargur, D. (1999) Der Transformationsprozess im ländlichen Raum der Mongolei und dessen Auswirkungen auf das räumliche Verwirklichungsmuster der mobilen Tierhalter. Eine empirische Studie. In: Janzen, J. (Hg.) *Räumliche Mobilität und Existenzsicherung. Festschrift Fred Scholz um 60. Geburtstag. Abhandlungen Anthropogeographie* 60. Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 47-81.
- Janzen, J./Bazargur, D. (2003) Wandel und Kontinuität in der mobilen Tierhaltung der Mongolei. In: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 147(5): 50-57.
- Jesse, F. (2006) Spurlose Wanderschaft? Zur archäologischen Sichtbarkeit von Pastoralnomaden in der südlichen Libyschen Wüste. In: Hauser, S.R. (Hg.) *Die Sichtbarkeit von Nomaden und saisonaler Besiedlung in der Archäologie. Multidisziplinäre Annäherungen an ein methodisches Problem*. Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 9. Halle: 64-86.

- Kath, R./Rieger, A.-K. (2009) Einleitung. In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden: Reichert: 1-16.
- Khazanov, A.M. (1994) *Nomads and the outside world*. Madison: The University of Wisconsin Press.
- Klammer, O. (2009) Differenzierte Ressourcenausstattung an der semiariden Nordwestküste Ägyptens – nomadische und sesshafte Lebensformen in einem physisch-geographischen Raum. In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden: Reichert: 55-70.
- Leder, S. (2005) Nomaden und Sesshafte in Steppen und Staaten. Geschichte und Gegenwart im SFB 586. In: *Scientia Halensis* 1. Halle: 19-22.
<http://www.nomadsed.de/aboutus.html> (25/06/09).
- Leser, H. (Hg.) (2005) *Wörterbuch Allgemeine Geographie*. München: dtv.
- Leser, H. (2007) Raum, Geographie und Landschaftsökologie: Zur aktuellen Diskussion um Transdisziplinarität. In: Geiger, M./Hüttermann, A. (Hg.) *Raum und Erkenntnis. Eckpfeiler einer verhaltensorientierten Geographiedidaktik. Festschrift für Helmuth Köck anlässlich seines 65. Geburtstages*. Köln: Aulis Verlag Deubner: 7-26.
- Lippuner, R. (2005) Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie. In: Werlen, B. (Hg.) *Sozialgeographische Bibliothek* 2. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Lippuner, R. (2008) Die Abhängigkeit unabhängiger Systeme. Zur strukturellen Koppelung von Gesellschaft und Umwelt. In: Egner, H./Rattner, B.M.W./Dikau, R. (Hg.) *Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand*. München: Oekom Verlag: 103-117.
- List, F. (1961) Das natürliche System der politischen Ökonomie. In: Bondi, G. (Hg.) *Ökonomische Studententexte* 2. Berlin: Akademie-Verlag.
- Lossau, J. (2002) *Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt*. Bielefeld: Transcript.
- Makkay, J. (1996) The Formation of Pastoral Economy in the Carpathian Basin. In: International Union of Prehistoric and Protohistoric Sciences (Hg.) *The Evolution of Nomadic Herding Civilizations in the Northern European Steppes. The Tools of Archaeology and History Compared. Colloquium* 31: 121-131.
- Mehnert, G. (2008) Skythia in Transkaukasien. Reiternomadische Sachkultur im archäologischen Fundkontext. In: *Nomaden und Sesshafte* 10. Wiesbaden: Reichert.
- Meinel, T./Frühauf, M. (2003) Geoökologische Folgewirkungen der Neulandgewinnung in der südsibirischen Kulundasteppe. In: *Hallesches Jahrbuch für Geowissenschaften* 25: 87-104.
- Müller, F.-V./Janzen, J. (1997) Die ländliche Mongolei heute. Mobile Tierhaltung von der Kollektiv- zur Privatwirtschaft. In: *Geographische Rundschau* 49(5): 272-278.
- Müller, F.-V. (1999) Die Wiederkehr des mongolischen Nomadismus. Räumliche Mobilität und Existenzsicherung in einem Transformationsland. In: Janzen, J. (Hg.) *Räumliche Mobilität und Existenzsicherung. Festschrift Fred Scholz um 60. Geburtstag. Abhandlungen Anthropogeographie* 60. Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 11-46.
- Müller-Funk, Wolfgang (2006) Der gewohnte Bezirk seines Daseins. Räumlichkeit und Topografie Wiens in Schnitzlers „Der Weg ins Freie“. Mit einem Vergleich der Filmversion Karin Brandauers. In: Ballhausen, Th./Eichinger, B./Moser, K. (Hg.) *Die Tatsachen der Seele – Arthur Schnitzler und der Film*. Wien: Verlag Filmarchiv Austria: 207-245.

- Parzinger, H. (2004) *Die Skythen*. München: Beck.
- Parzinger, H. (2007) Die Reiternomaden der eurasischen Steppe während der Skythenzeit. In: Menghin, W./Parzinger, H./Nagler, H./Nawroth, M. (Hg.) *Im Zeichen des goldenen Greifen. Königsgräber der Skythen*. München: Prestel: 30-48.
- Pohl, W. (1988) *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr.* München: Beck.
- Pohlhausen, H. (1954) *Das Wanderhirtentum und seine Vorstufen. Eine ethnographisch-geographische Studie zur Entwicklung der Eingeborenenwirtschaft*. Braunschweig.
- Rathmann, M. (Hg.) (2007) *Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike*. Mainz: Verlag Philipp von Zabern.
- Redepenning, M. (2006) Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken. In: Lentz, S./Wadenga, U. (Hg.) *Beiträge zur regionalen Geographie* 62. Leipzig: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde e.V..
- Rieger, A.-K. (2009) Archäologie eines ariden Raumes – die Strukturierung einer ressourcenarmen Landschaft durch den Menschen am Beispiel der antiken Marmarica (Nordwestägypten). In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden: Reichert: 71-85.
- Riehl, S. (2006) Nomadism, Pastoralism and Transhumance in the archaeological record – Examples and methodological problems. In: Hauser, S.R. (Hg.) *Die Sichtbarkeit von Nomaden und saisonaler Besiedlung in der Archäologie. Multidisziplinäre Annäherungen an ein methodisches Problem*. Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 9. Halle: 105-125.
- Rolle, R./Müller-Wille, M./Schietzel, K. (Hg.) (1991) *Gold der Steppe – Archäologie der Ukraine*. Neumünster: Wachholtz.
- Scharrer, U. (2002) Nomaden in der Begrifflichkeit antiker Autoren – Materialien und Problemstellungen. In: Leder, S./Streck, B. (Hg.) *Akkulturation und Selbstbehauptung*. Mitteilungen des SFB 586 „Differenz und Integration“ 2, Orientwissenschaftliche Hefte 2002(4): 168-208.
- Schmidt, W.P. (1951) Zu den Anfängen der Herdentierzucht. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 76: 1-41.
- Scholz, F. (1995) Nomadismus. Theorie und Wandel einer sozio-ökologischen Kulturweise. In: *Erdkundliches Wissen* 118. Stuttgart: Steiner.
- Scholz, F. (1997) Gedanken zu der These über die Entstehung des Nomadismus als sozio-ökologische Kulturweise. In: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 141(3): 187-196.
- Schultz, J. (2002) *Die Ökozonen der Erde*. Stuttgart: Ulmer.
- Stark, S. (2009) Materielle Rauman eignung und kognitive Konstruktion von Landscape – Perspektiven des archäologischen Zugangs am Beispiel einer Fallstudie in Tadschikistan. In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden: Reichert: 103-147.
- Streck, B. (2002) Systematisierungsansätze aus dem Bereich der ethnologischen Forschung. In: Leder, S./Streck, B. (Hg.) *Nomadismus aus der Perspektive der Begrifflichkeit*. Mitteilungen des SFB 586 „Differenz und Integration“ 1, Orientwissenschaftliche Hefte 2002(3). Halle: 1-9.
- Vetter, T. (2006) Beiträge der physischen Geographie zur Erforschung mobiler und sesshafter, antiker und moderner Ressourcennutzung an einem Beispiel aus der Marmarica (Ägypten). In: Hauser, S.R. (Hg.) *Die Sichtbarkeit von Nomaden und saisonaler Be-*

siedlung in der Archäologie. Multidisziplinäre Annäherungen an ein methodisches Problem. Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“ 9. Halle: 127-143.

Zierdt, M. (2009) Raum entsteht durch Grenzen oder: topische und chorische Betrachtungsweise in der Geographie. In: Kath, R./Rieger, A.-K. (Hg.) *Raum – Landschaft – Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum.* Wiesbaden: Reichert: 19-33.

Zierhofer, W. (2008) Strukturelle Kopplung und die „Autonomie“ des Sozialen. In: Egner, H./Rattner, B. M. W./Dikau, R. (Hg.) *Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand.* München: Oekom Verlag: 119-133.

Sylvia Hipp, Geographin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) Leipzig; Forschungsschwerpunkte: Paläoumweltrekonstruktion, Geoarchäologie, Ungarn
E-Mail: hipp@rz.uni-leipzig.de



Konferenzbericht: „Gewalt im Frieden – Violencia en tiempos de Paz“. Formen, Ursachen und Einhegungsmöglichkeiten der Gewalkriminalität in Zentralamerika. Leipzig, 25.-28.03.2009

Knapp 20 Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs sterben in El Salvador mehr Menschen durch Gewalthandlungen als in fast allen anderen Teilen der Welt. Die Homizidrate hatte sich nach dem Bürgerkrieg zwischenzeitlich verdoppelt und bewegt sich heute konstant über dem Durchschnitt der Kriegsjahre. In einigen anderen Staaten Zentralamerikas finden sich ähnliche, wenn auch nicht ganz so dramatische Zahlen. Wie kann der Widerspruch geklärt werden, dass nach der Beilegung des Bürgerkriegs mehr Menschen der Gewalt zum Opfer fallen als während des bewaffneten politischen Konflikts, wenn letzterer doch mehr politikwissenschaftliche Aufmerksamkeit anzieht als der Frieden? Dieser Frage widmete sich die Konferenz „Violencia en tiempos de Paz“, die von Heidrun Zinecker und ihrem Lehrstuhl für Internationale Beziehungen der Universität Leipzig ausgerichtet wurde.

Die Konferenz bildete den vorläufigen Abschluss eines mehrjährigen Forschungsprojekts unter der Leitung von Heidrun Zinecker und Lothar Bock (HSFK), welches aus einer vergleichenden Perspektive die Gewaltintensität in den fünf zentralamerikanischen Staaten Costa Rica, Honduras, El Salvador, Nicaragua und Guatemala erforschte. Der hohe Anteil zentralamerikanischer Teilnehmer aus Polizei, Justiz und NGO-Szene verlieh der Konferenz einen ausgeprägt praxisorientierten Charakter. Die Wahl des Spanischen als Konferenzsprache unterstrich die wichtige Bedeutung, die der politischen Nutzbarkeit der Ergebnisse für die im Sicherheitssektor aktiven Teilnehmer zugesprochen wurde. Die Wahrnehmung der Konferenz durch die Entscheidungsträger der jeweiligen Sicherheitssektoren kann als gesichert gelten, da sich unter den Teilnehmern auch Minister, Botschafter und Polizeipräsidenten aus Zentralamerika befanden.

Den inhaltlichen Auftakt bildete das Eingangsreferat von Zinecker, welches die wichtigsten Ergebnisse ihres auf ausgedehnter Feldforschung basierenden Forschungsprojekts zusammenfasste und die Problemstellung der Konferenz präziserte. Sie präsentierte einen aus Kriminalsoziologie und politischer Ökonomie kombinierten Ansatz, der auf der Grundlage der strain-Theorie in ätiologischer Weise nach den Ursachen der Gewalt fragt. Den Kristallisationspunkt des Referats stellte der freak case Nicaragua dar: Trotz eines brutalen Bürgerkriegs und sozio-ökonomischer Kerndaten, die den gängigen Modellen zufolge hohe Gewaltaffinität hervorrufen müssten, ähnelt die gegenwärtige Gewalkriminalität Nicaraguas eher dem sicheren Costa Rica als den drei unsicheren Staaten im Norden Zentralamerikas. Als ausschlaggebende unabhängige Variable zur Erklärung unterschiedlicher Gewaltniveaus identifizierte Zinecker die Überweisungen (Remesas) der Arbeitsmigranten in den USA. Diese stabilisierten die oligarchische Struktur der Staaten mit höherer Gewaltintensität, zerstörten soziale Netzwerke und verstärkten subjektive Deprivationswahrnehmungen. Dabei wies sie darauf hin, dass die Mehrzahl der Gewalttäter nicht dem, von unten gesehen, ersten Quintil entstammen, sondern aus Familien hervorgehen, die dem zweiten und dritten Quintil zuzuordnen sind. Eine praxisbezogene Schlussfolgerung, die Zinecker aus ihren Beobachtungen zog, mag viele Entwicklungstheoretiker überraschen: Wenn Armut und hohe Ungleichheit nicht ursächlich für die

Gewalt sind, kann Gewalteinhegung auch unabhängig von Armutsbekämpfung erfolgreich sein.

In seinem anschließenden Kommentar kritisierte Peter Waldmann die seiner Meinung nach unzureichende soziologische Einbettung des präsentierten Modells und die damit verbundene mangelnde Berücksichtigung der konkreten Erscheinungsformen der Gewalt. Außerdem stellte er die Frage, ob die Remesas tatsächlich als Renten zu werten seien und somit der rentenökonomische Zugang wirklich plausibel ist. Schließlich kritisierte er den hohen Abstraktionsgrad der Schlüsselthesen Zineckers. Während der Rentencharakter der Remesas sicherlich in der weiteren Forschung zu diskutieren ist, übersah seine Kritik teilweise die soziologische Fundierung von Zineckers Ansatz durch die strain-Theorie. In seiner Kritik am hohen Abstraktionsgrad wiederum manifestieren sich, wie Waldmann einräumte, die Konfliktlinien unterschiedlicher wissenschaftlicher Ansätze.

Die durch das Eingangsreferat formulierte Problemstellung wurde anschließend in vier aufeinander folgenden Panels diskutiert, die jeweils unterschiedliche Schwerpunkte setzten. Das erste Panel stellte zentralamerikanische akademische Perspektiven in den Vordergrund. Hier bezeichnete Nadine Janssen von der guatemaltekischen Organisation STRATEGOS die Forschungsbeiträge aus dieser Region selbstkritisch als zu deskriptiv und zu wenig analytisch, wobei dieser Vorwurf auch durch die Konferenz nicht ganz ausgeräumt werden konnte. Die zentralamerikanischen Referenten konzentrierten sich besonders auf Kontextualisierung und Ursachenforschung. So wurden die Jugendgangs („Maras“ oder „Pandillas“) denen allgemein die größte Aufmerksamkeit zukommt, eingebettet in die Diskussion der breiten Gewaltkultur und deren Ursachen. Neben den Maras sei der Drogenhandel und die häusliche Gewalt sowie persönliche Rache (häufig als Auftragsmord) in den Staaten ebenfalls virulent. Sergio Cuarezma vom Obersten Gerichtshof Nicaraguas stellte fest, dass häusliche Gewalt gegen Frauen in seinem Land nicht weniger häufig, die Gewalt der Straße hingegen deutlich geringer ist als im „nördlichen Dreieck“ und vermutete die Ursache für beide Gewaltmanifestationen in der Überforderung durch den rapiden sozialen Wandel. Julieta Castellanos, Professorin an der Universidad Nacional Autónoma de Honduras, verwies hingegen auf externe Faktoren, die die Gewalt anheizen würden. Honduras Rolle als Drehscheibe im Handel von Waffen gegen Drogen zwischen den USA und Südamerika bringe ein hohes Gewaltpotential ins Land. Im Hinblick auf die internen Faktoren wurden in diesem Panel zumeist das Versagen von Polizei und Justiz, die Demokratie- und Menschenrechtsdefizite und das Aufbrechen der sozialen Strukturen durch Migration genannt. Die Migration, sowohl in Form von Urbanisierung als auch in Form der bereits von Zinecker problematisierten Arbeitsmigration in die USA, stelle die Gesellschaften vor einen enormen Anpassungsdruck und bringe etablierte Institutionen ins Wanken. Bezogen auf die Jugendgangs identifizierte der costa-ricanische Soziologe Rodolfo Calderón drei primäre Gewaltmotivationen: Die Jugenddelinquenz ergebe sich aus dem Zusammenspiel einer globalisierten, hedonistischen Konsumorientierung, dem Versagen familiärer Strukturen und drogenbezogener Beschaffungskriminalität. Die außergewöhnlich hohe Gewaltbereitschaft der Jugendgangs, deren bloße Existenz laut Janssen eigentlich eine universelle Urbanisierungserscheinung ist, führten die Wissenschaftler insbesondere auf die repressive Politik in Honduras, El Salvador und Guatemala zurück. Diese Politik der „Harten Hand“ (mano dura) habe durch die Mischung aus scharfer Repression und Polizeiwillkür erst das Gewalklima geschaffen, aus dem die hohe Kriminalitätsrate hervorging. Die Kritik an der mano dura wurde von allen Referenten des Panels geteilt.

Das zweite Panel präsentierte die Perspektiven externer, internationaler Wissenschaftler. Insgesamt dominierten hier anthropologische Ansätze gegenüber der überwiegend ätiologischen Herangehensweise des ersten Panels. So vertrat Mo Hume von der Universität Glasgow die Position, dass vor der Analyse der Ursachen der Gewalt, also dem „Warum“, erst eine Analyse der spezifischen Artikulation der Gewalt, also dem „Wie“ durchgeführt werden müsse. Wie Hume plädierte auch Geoff Thale vom Washington Office on Latin America für eine Differenzierung der abhängigen Variablen und sprach sich dagegen aus, lediglich die Ursachen einer „Gewaltkultur“ zu suchen. Dieser diffuse Begriff würde verdecken, dass auch der Indikator „Homizide“ verschiedene Gewalttypen umfasst. Zu diesen zählte er insbesondere die Drogenmafia und andere Erscheinungsformen der Organisierten Kriminalität. Hinzu kämen die Morde der Jugendbanden, die gewöhnliche Kriminalität und die häusliche Gewalt. Da hier jeweils unterschiedliche Motive zu konstatieren sind, müssten auch unterschiedliche Strategien zur Eindämmung angewendet werden. Die an der Universidad Nacional Autónoma de México lehrende Ailsa Winton verlegte sich ebenfalls auf das Beschreiben der bestehenden Gewaltphänomene. Sie stellte insbesondere die kommunalisierte Sicherheit heraus, die sich z.B. in Form von Lynchjustiz disproportional häufig gegen Jugendliche richten würde. Vinay Jawahar von der Princeton University hingegen stellte – ähnlich wie die Referenten des ersten Panels – die Frage nach den Unterschieden zwischen Nicaragua und dem nördlichen Dreieck in den Vordergrund. Er identifizierte drei Hauptfaktoren, die auf den spezifischen Charakter des nicaraguanischen Sicherheitssektors abstellen und das geringe Gewaltniveau in Nicaragua erklären sollen. Erstens habe die Verwurzelung der Polizei im sozialrevolutionären Prozess ein anderes Selbstverständnis im Umgang mit der Bevölkerung hervorgebracht. Zweitens sei die Polizei von den Sandinisten – im Unterschied zu den anderen Staaten – nicht als Repressionsinstrument genutzt worden und es seien aus ihr deshalb z.B. keine vigilanten Todesschwadronen hervorgegangen. Schließlich habe die Regierung auf die *mano dura* verzichtet. Als weniger einfach zu fassen wertete er weitere mögliche Faktoren. So seien die Maras in Nicaragua weniger zahlreich und weniger gewalttätig, wobei aber unklar sei, wie die Ursache-Wirkung-Richtung tatsächlich aussieht. In Bezug auf den staatlichen Diskurs stellte er fest, dass es eine weniger starke Kriminalisierung der Jugend gibt. Wahrscheinlich verhindern geringe Inhaftierungsraten den häufig erst während eines Gefängnisaufenthalts auftretenden Transfer der spezifischen Gewaltkultur der *Pandilleros* auf andere Jugendliche, schloss Jawahar.

Das dritte Panel präsentierte die Perspektiven von drei ehemaligen *Pandillas*-Mitgliedern, die heute alle in verschiedenen NGOs arbeiten. Ihre Beiträge waren stark autobiografisch geprägt. Dank der persönlichen Wandlungsprozesse und Rollenwechsel der drei Referenten von Gewalttätern zu Sozialarbeitern wurden diese subjektiven Gewalterfahrungen von ihnen jedoch kontextualisiert und reflektiert präsentiert. Humberto González von PASMO verwies neben anderen Ursachen für die hohe Jugendkriminalität auf die hohe Alltagsgewalt und die Privatisierung des öffentlichen Raumes hin, die den Jugendlichen Platz zur Selbstentfaltung verwehre. Die hohe symbolische Bedeutung des Territoriums für die Gangs führte er unter anderem auf diese Wieder-Aneignung des Raumes durch die nunmehr gewaltkompetenten Jugendbanden zurück. Ausdrücklich lobte er die weniger auf Repression als auf funktionierende Prävention und Rehabilitation setzende Politik der nicaraguanischen Regierung, die auch ihm den Ausstieg aus der Szene ermöglicht hätte. Ronaldo Miranda, Mitbegründer der NGO *Generacion X*, machte u. a. anderem darauf aufmerksam, dass – anders als in der Darstellung der Regierung – der Großteil der Kriminalität auf klassische Drogenhändler und nicht auf die Jugendbanden zurückzuführen sei und beklagte diese einseitige Kriminalisierung der Jugend.

Das vierte Panel gab schließlich Raum für die Vertreter der jeweiligen Sicherheitssektoren der fünf Staaten. Da diese die Herausforderungen und Gegebenheiten ihrer täglichen Arbeit beschrieben, verlagerte sich das Gewicht noch weiter auf die Praxis. Der costa-ricanische Richter Chirino beschrieb die Ursachen für das gute Funktionieren des Sicherheitssektors in seinem Land, verwies aber gleichzeitig auf bedrohliche Trends, die Costa Rica auf den Weg der Nachbarländer führen könnten. Diese Defizite der Nachbarländer standen im Fokus der übrigen Referenten. Diese konzentrierten sich auf die fatale Kombination aus Repression, Willkür und Unfähigkeit der Polizei in den drei Staaten des Nordens. Die hohe Straflosigkeit und die hohe Gefahr, unschuldig in die Mühlen von Polizei und Justiz zu geraten, lege – verbunden mit Deprivationsempfindungen – den Schritt in die Gewaltkriminalität als rationale Entscheidung nahe. Diese Deprivation erweise sich als Folge einer Exklusion, die sich sozial, ökonomisch und politisch (keine Zivilgesellschaft, Wahlfälschungen) äußert. Da in dem Panel auch Repräsentanten der honduranischen und guatemaltekischen Regierung vertreten waren, variierte die Beurteilung des tatsächlichen Handlungsspielraums der staatlichen Organe, je nach Position und Rolle der Referenten, sehr stark.

Der abschließende Round Table unter Beteiligung aller Teilnehmer stellte sich die Aufgabe, praxisrelevante Schlussfolgerungen aus der Konferenz zu ziehen. Drei Punkte standen dabei im Vordergrund: Dem Aufbau von Präventionsmaßnahmen nach nicaraguanischen Vorbild wurde ein besonders hohes gewalteinhegendes Potential zugesprochen. Der präventive und community-bezogene Ansatz der Polizei gegenüber den Jugendgangs habe nicht nur für Zentralamerika, sondern weltweit Vorbildcharakter. Im Umkehrschluss wurde die Politik der *mano dura* als kontraproduktiv abgelehnt, da sie die gewaltstimulierenden Faktoren eher verstärke. Schließlich wurde insbesondere von den Vertretern der Polizei und Justiz eine Verstärkung der regionalen Kooperation der Sicherheitssektoren als notwendig erachtet. Dabei müsse sowohl der Austausch von Know-How und best-practice-Beispielen, als auch die transnationale Kooperation – vor allem angesichts der transnational organisierten Drogenmafia – vertieft werden.

Neben diesen von den Teilnehmern formulierten praktischen Ergebnissen lassen sich auf der theoretischen und analytischen Ebene weitere Schlussfolgerungen ziehen. Zum einen ist die Problematisierung der Migration hervorzuheben; sei es als rentengenerierendes Phänomen, welches politökonomische Verwerfungen hervorruft (Zinecker) oder sei es durch die Zerrüttung von Familienstrukturen, die damit einhergeht (Castellano). Die (Re-)Migration und der damit verbundene Import von Gewaltkulturen aus Los Angeles und anderen US-Großstädten brachte anscheinend eine Veränderung des Selbstverständnisses der Gangs und damit eine „Professionalisierung“ und Brutalisierung der Gangkultur mit sich. Im Gegenzug wurde mit Verweis auf Nicaragua den Bürgerkriegen eine eher geringe Bedeutung bei der Entstehung von Gewalt zugesprochen. Zugespißt formuliert soll der anhaltende Krieg in den Straßen von Los Angeles also mehr Einfluss auf die Gewalt in den jeweiligen Ländern haben, als der beendete Krieg im eigenen Land. Vielleicht ließ man sich bei der Formulierung dieser These zu sehr von Nicaragua ablenken und unterschätzte, wie bedeutsam und erfolgreich die gewalteinhegenden Strategien des nicaraguanischen Staates waren. Die fatalen Spätfolgen der Bürgerkriege für die Gewaltproblematik in El Salvador und Guatemala werden in dieser Perspektive zu sehr relativiert. Vielmehr sollte überlegt werden, ob die USA durch Kulturtransfer nicht lediglich die Symbole der Gewaltsprache der einseitig in den Vordergrund gerückten Maras geliefert hat, wodurch die Gewaltpraxis dieser Gruppen sehr viel sichtbarer wurde als die tödlichere Gewalt der eher nach mexikanischem Muster organisierten Drogenmafia. Die Rolle der zentralamerikanischen Staaten als Transferland für den Handel „Drogen gegen Waffen“

ist wiederum ein strukturelles Problem und beeinträchtigt die Sicherheitslage dramatisch. Hier greifen die auf der Tagung überwiegend herangezogenen soziologischen und sozialpsychologischen Interpretationen nur unzureichend.

Umgekehrt hat die Konferenz aber deutlich zu Tage gefördert, dass in der Regierungspolitik und in den Medien der Fehler begangen wird, Gewalt einseitig als Jugendgewalt zu verstehen, um dann der Jugend gegenüber pauschal mit repressiven Mitteln aufzutreten. Die Beiträge der Konferenz lassen auf eine Eskalationsdynamik schließen, die sich aus der Wechselwirkung von Repression-Radikalisierung-Repression ergibt. Angesichts der Willkür der Polizeigewalt und der Unfähigkeit, die wahren Täter zu ermitteln, erscheint gewaltfreies Handeln für viele Akteure irrational: während gesetzestreues Leben nicht vor dem Gefängnis schützt, wird die Anwendung gewalttätiger krimineller Mittel selten bestraft. Die massive Repression gekoppelt mit Straflosigkeit scheint allen Versuchen einer Pazifizierung der Gesellschaft entgegen zu wirken. Wie die Teilnehmer aufgezeigt haben, führt diese Kriminalisierung nicht zuletzt zu einer hohen Inhaftierungsrate, welche positiv mit der Anzahl der Morde korreliert. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, dass in den autobiografischen Schilderungen der drei Ex-Gewalttäter der Gefängnisaufenthalt als Sprungbrett für ihren Ausstieg aus der kriminellen Karriere gedeutet wurde.

Im Hinblick auf die Einbettung in die Debatte über schwache Staatlichkeit fällt auf, dass dem Staat im Unterschied zu Analysen aus dem Bereich der Afrikastudien eine überraschend hohe Handlungskompetenz zugesprochen wird, die dieser aber nicht ausnutzt. Die Gewalt wird demzufolge als das Resultat politischen Versagens oder als das Ergebnis politischer Strategien beschrieben. Die hohe Unsicherheit sei nicht Ausdruck schwacher Staatlichkeit, sondern resultiere aus der Strategie oder der Ignoranz der staatlichen Akteure. Anhand dieser Argumentationslinie wird deutlich, dass die begrüßenswerte Tiefe und Praxisorientierung im Rahmen der Konferenz gleichzeitig eine analytische Beschränkung dargestellt haben mag. Ein Blick auf Ansätze, die beispielsweise in der Gewaltordnungsdebatte oder den bereits erwähnten Afrikastudien verwendet werden, hätte deutlich gemacht, dass Perspektiven von außerhalb für die überwiegend von spanischsprachigen Diskursen geprägten Konferenzteilnehmer eine theoretische Bereicherung hätten darstellen können. Bisher nur unzureichend vorgenommene Vergleiche zwischen den Maras und beispielsweise den nigerianischen Bakassi Boys versprechen aufschlussreiche Einsichten über Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Gewaltfigurationen in Zentralamerika und anderswo.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die erfolgreiche Konferenz den Teilnehmern einen umfassenden Überblick über die unterschiedlichen Gewaltphänomene Zentralamerikas ermöglichte und eine Tiefe erreichte, die bezüglich solcher peripherer Regionen auf europäischen Konferenzen selten zu finden ist. Durch die Kombination von theoretischen Analysen und best-practice-Beispielen konnte die Tagung den staatlichen Repräsentanten, lokalen NGOs und Entwicklungsorganisationen gleichzeitig einige klare Maßnahmen aufweisen, wie die Gewaltintensität in der Region, und vermutlich nicht nur dort, eingedämmt werden könnte.

Jenen, die an der Konferenz nicht teilnehmen konnten, sei daher der Konferenzsammelband empfohlen, welcher Anfang des kommenden Jahres erscheinen wird.

Eilert Stamm

Serhat Karakayali: Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: transcript 2008

Was haben „Gespenster der Migration“ mit Ordnung zu tun? Migration, so Serhat Karakayali, bringt politische und soziale Ordnungen durcheinander, indem sie deren bevölkerungspolitische Grundlagen beständig verschiebt (11). Konstitutiv für (illegale) Migration seien ihr „entgleitendes“ Moment, ihre Negativität und ihre Unbestimmtheit, die sie bedrohlich und gespenstisch machen. Gleichzeitig spielt der Titel mit der bedeutungsschweren Tradition des „Gespensts“ in der politischen Semantik Europas und verweist so auch auf eine Kritik am Konzept der „Autonomie der Migration“: den Vorwurf, Vertreter einer „Autonomie der Migration“ stilisierten das migrantische Subjekt zum Heilsbringer.

Karakayali legt eine „Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland“ vor. Die genealogische Perspektive rückt die epistemologisch-politische Ebene und die Transformation von Regierungsweisen in den Blick. Entgegen der verbreiteten Darstellung, dass illegale Migration in Deutschland erst in den 1990er Jahren empirisch aufgetreten sei, zeigt Karakayali, dass „illegale Migration“ sowohl als Diskursobjekt als auch als Gegenstand behördlicher Praxis bereits in den 1960er Jahren in Erscheinung getreten ist und die Formierung der bundesrepublikanischen Migrationsregimes wesentlich prägte. Er fragt, wie illegale Migration gemacht wird und wie sie sich verändert. Da in den gesellschaftlichen Konflikten um illegale Migration eine Auseinandersetzung um Migration im Allgemeinen stattfindet (14), geht es auch darum, wie Migration überhaupt politisch artikuliert werden kann.

Das ambitionierte Projekt verknüpft überdies Migrations- mit Staatstheorie. Aufbauend auf Poulantzas' materialistischer Staatstheorie wird der Staat als „materielle Verdichtung von Kräfteverhältnissen“ konzipiert. Zugleich ist der Staat ein Feld, auf dem „mit Hilfe von Machttechnologien, Steuerungs- und Kontrollverfahren eine asymmetrische aber gleichwohl konsensuale gesellschaftliche Regulation erzielt wird“ (42). Zu analysieren sei, wie politische Kämpfe - hier vor allem: Kämpfe der Migration - im institutionellen Gerüst des Staates eingeschrieben sind. Insbesondere illegale Migration bringt einerseits Ordnungen durcheinander, gleichzeitig aber auch neue Formen des Sozialen hervor. Die in diesem Band dargestellten Migrationsregimes sind ein Beispiel für solche asymmetrischen Kompromisse, die durch Migration geprägt wurden. Der Regimebegriff spielt in dieser Analyse eine zentrale Rolle. Als theoretisches Universalwerkzeug dient er Karakayali dazu, „staats-, hegemonie- und gouvernementalitätstheoretische Ansätze unter Einbeziehung der Genealogie und Diskurstheorie zu operationalisieren.“ (53) Er ermöglicht „die Einbeziehung einer Vielzahl von Akteuren, deren Praktiken zwar aufeinander bezogen, nicht aber in Gestalt einer zentralen (systemischen) Logik geordnet, sondern vielfach überdeterminiert sind.“ (47). In Anlehnung an Sciortino wird ein Regime als ein „mehr oder weniger ungeordnetes Ensemble von Praktiken und Macht-Wissens-Komplexen“ gefasst (48). Dabei erscheinen Regulationen als Effekte sozialer Handlungen, ohne den Staat zum Ausgangspunkt dieser Handlungen zu machen.

Herzstück der Arbeit ist die Analyse der Transformation des Konfliktfelds Migration und seiner Stabilisierung in verschiedenen Migrationsregimes in der Bundesrepublik Deutschland. Karakayali beschreibt darüber hinaus die Emergenz illegaler Migration (als unerlaubtes Überqueren nationalstaatlicher Grenzen) im Zusammenhang mit der Entstehung des „national-sozialen Staates“ (Balibar) und seiner Grenzen (Kapitel 2). Demnach trägt die Regulation von Bewegung selbst zur Entstehung einer modernen Staatlichkeit bei. Die übergeordnete Frage lautet: Unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen wird

Mobilität problematisch und wie transformiert sich die politische Bearbeitung unerwünschter Mobilität historisch? Schon seit langem - Karakayalis Erzählung setzt im Hochmittelalter ein - gibt es Versuche, die Mobilität von ArbeiterInnen einzuschränken. Damit einher gehen Grenzziehungen zwischen „echten“ und „betrügerischen“ Armen, Sesshaften und Mobilen, in- und ausländischen ArbeiterInnen sowie legitimen und illegitimen Formen der Bewegung. Karakayali zeigt, „wie Nomaden, BettlerInnen und VagabundInnen historisch dem Zugriff des Staates zugeführt und wie in der Formierung des Nationalstaats die Kontrollinstrumente auf neue Weise arrangiert und dem Imperativ unterworfen werden, der eine Bevölkerung einem Territorium zuweist“ (61). So entsteht über die Administration des Territoriums und Techniken der Immobilisierung, Bändigung und Kommodifizierung nicht nur eine Grenze, sondern auch ein Volk - demgegenüber die Mobilen „das Andere des Staates“ und eine Bedrohung der herrschenden Ordnung darstellen (80). Mobilität transformiert sich in zwei Typen: erwünschte interne und zweifelhafte grenzüberschreitende Mobilität. Anders ausgedrückt: „Aus mobilen und gefährlichen Massen sind Bürger einerseits und Ausländer und MigrantInnen andererseits geworden.“ (86) Die despotische Kontrolle von Arbeitskraft verlagert sich über die rechtliche und soziale Integration der Bevölkerung auf AusländerInnen.

Diese Spaltung charakterisiert für Karakayali die Lösung des Migrations- und Mobilitätsproblems durch nationalistische Ideologie im Deutschen Reich, der Weimarer Republik und - in radikalisierte Form - im Nationalsozialismus (89). In der Weimarer Republik wurden durch die Einführung von Genehmigungspflicht, Tarifvertragswesen und Inländerprimat Grundlagen für einen fordistischen Migrationskompromiss, der sich auch in der BRD fortsetzt, gelegt. Dass das Jahr des ersten Anwerbeabkommens mit Italien 1955 heute als „Jahr Null“ der bundesrepublikanischen Migrationspolitik konstruiert wird, hat für Karakayali daher zwei Effekte. Erstens könne damit der Primat der politischen Steuerung von Migration behauptet werden, zweitens würden Verbindungen zwischen der Rekrutierung von GastarbeiterInnen und der NS-„Fremdarbeiterpolitik“ vermieden (97).

Die Behauptung, Migration werde vornehmlich vom Aufnahmeland (und nicht etwa von den MigrantInnen) gesteuert, vermag Karakayali mit beeindruckender Materialfülle zu widerlegen. Vielmehr seien die Gründe für Migration noch nie mit den Kategorien erklärbar gewesen, die Staaten für legale Einreise zur Verfügung stellen. Karakayalis Feststellung, dass offizielle Kategorien allein die Regierungstechniken reflektieren und nur bedingt deskriptiven Charakter haben, ist eine in der Migrationsforschung leider noch unterrepräsentierte Forschungsperspektive.

Für die Zeit der Bundesrepublik unterscheidet Karakayali verschiedene Migrationsregimes und dazugehörige Modi politischer Artikulation. Dem „Gastarbeiterregime“ bis 1973 entspricht eine ökonomische, dem daraufhin bis 1992 folgenden „Asylregime“ eine menschenrechtliche Rationalität. In der illegalen Migration, die nach dem Asylregime paradigmatisch und zum verbindenden Element europäischer Migrationspolitik wird, sieht Karakayali eine neue Verbindung von ökonomischer und menschenrechtlicher Rationalität.

Dabei sind Formen von Migration nicht nur in ihrer historischen Abfolge voneinander zu unterscheiden, sondern es existieren verschiedene Typen parallel. So benennt Karakayali allein für das Gastarbeitsregime (Kapitel 3) vier Typen der Einwanderung - die Anwerbung durch Bundesanstalt für Arbeit in den Anwerbeländern; das Sichtvermerkungsverfahren, bei dem die Aufenthaltserlaubnis erst in der BRD vergeben wird; den „dritten Weg“ der Einreise als TouristInnen, die ex post durch deutsche Behörden reguliert wird, sowie - nach der Schließung des dritten Weges - seine Ökonomisierung und Organisation

durch als DienstleisterInnen agierende MigrantInnen, die als SchleuserInnen diffamiert werden. Irreguläre Migration war zu dieser Zeit stets in den legalen Rahmen des Gastarbeitsregimes eingebettet (99).

Die begrenzte Aufenthaltsdauer als zentrales Verdichtungsmoment der Kompromissstruktur im Gastarbeitsregime wird durch das ständige Schwanken deutscher Migrationspolitik zwischen Integration und (aufenthaltsverkürzender) Rotation destabilisiert. Der Anwerbestopp wird als Versuch gewertet, die Widersprüche des Gastarbeitsregimes stillzulegen. Damit verlagert sich das Terrain der Kämpfe der Migration. „Bekämpft wird Migration nunmehr nicht als das Unterlaufen sozialrechtlicher Standards, sondern als autonomes Handeln der MigrantInnen, als Sesshaftwerdung beziehungsweise ‚Einwanderung‘ und im Rahmen des Asylrechts schließlich als ‚Einwanderung in die Sozialsysteme‘.“ (154) Prozesse der Sesshaftwerdung beschworen Angst vor „Ausländerghettos“, Infrastrukturdebatten thematisierten die Kosten von Einwanderung, und die eingeführten Zuzugssperren schufen „Unangemeldete“ als eine neue Gruppe illegaler MigrantInnen. Im Asylregime (Kapitel 4) fanden diskursive Kämpfe um Migration auf einer „humanitären Matrix“ statt. Arbeitsmigration wurde dethematisiert und Migration war nur als Flucht vor Folter und Verfolgung zu rechtfertigen. Nach dem Ende des Asylregimes rückt, so Karakayali, illegale Migration als Hauptmigrationsform ins Zentrum der Neuformierung des europäischen Migrationsregimes (Kapitel 5). Als kleinster gemeinsamer Nenner der sehr unterschiedlichen nationalen und regionalen Migrationserfahrungen deterritorialisieren und segmentieren illegale Migration Europäisierungsprozesse. Sie schreibt sich in den Prozess der Abgrenzung gegenüber einem Kollektiv der Nicht-Europäer und damit in die Formierung einer europäischen Identität ein. Karakayali argumentiert gegen das Bild der „Festung Europa“ und setzt ihm die Konstituierung eines europäischen Mehrfachgrenzraumes entgegen. Die gesamteuropäische Bekämpfungsrhetorik wird von je landesspezifischen Einwanderungspolitiken für legale Arbeitsmigration begleitet. Diese befanden sich auf dem Weg zu einem Post-Gastarbeitsregime (Kapitel 6). Auf der Basis einer Hybridisierung von Elementen einer neuen Gastarbeit, illegalen Migrationsformen und solchen, die sich aus der Asylummigration entwickelt haben, entsteht in der Bundesrepublik daneben eine Politik der „Legalisierung von unten“.

Abschließend greift Karakayali selbst in die migrationspolitische Debatte ein. Kapitel 7 analysiert er „Viktimisierung“ als ein weiteres Kompromissfeld. Karakayali bezeichnet das Viktimisierungsdispositiv als hegemonial, verweist aber auch darauf, dass das Delikt „Schleusung“ in Deutschland bereits Ende des 19. Jahrhunderts und der Terminus „Menschenhandel“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts auftauchen. Während des Gastarbeitsregimes wurden MigrantInnen des „vierten Wegs“ im behördlichen und Mediendiskurs als Opfer skrupelloser Menschenhändler und als „Sklaven“ bezeichnet. Auch kritische Intellektuelle und MigrantInnen betrieben eine Politik der skandalisierenden Bezeichnungen, um die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der GastarbeiterInnen zu kritisieren. Als diskursives Gegenstück zum „Sklaven“ erscheint im Menschenhandelsdiskurs die „Mafia“. „Die Bekämpfung der Migration wird koextensiv mit der Bekämpfung der Ausbeutung von MigrantInnen“ (238) und dem Schutz der inneren Sicherheit. Besonders deutlich werden die Effekte des Viktimisierungsdispositivs im Trafficking-Diskurs, den Karakayali als paradigmatisch für die repräsentationalen und politischen Barrieren des Denkens über Migration insgesamt bezeichnet. Dabei entstehen ambivalente Allianzen - z.B. zwischen „bestimmten feministischen und menschenrechtlichen Positionen und den Apparaten der Migrationskontrolle“ (243) - und es wird aus linken und gewerkschaftlichen Positionen möglich, Migration zu bekämpfen, ohne MigrantInnen offen zu Gegnern zu machen (152). Im Anti-Trafficking-Diskurs können sich Migrantinnen (unter Umständen

nur) als Opfer zu Subjekten machen - eine „Gouvernementalität der (klandestinen) Subjektivierung“ (242), die MigrantInnen gleichzeitig zu Objekten degradiert. Sowohl in den Herkunfts- als auch in den Zielländern „ermöglicht Trafficking, Migrationsstrategien zu dethematisieren und [...] den komplexen sozialen Prozess innerhalb dessen Frauen zu der Entscheidung gelangen, als Prostituierte zu migrieren, auf die manichäische Formel von victims und villains zu bringen.“ (248).

Anhand dieser Verweise wird die Einbettung der dem Buch zugrunde liegenden Arbeit in einen spezifischen Forschungskontext zum Problem der „Autonomie der Migration“ (siehe v.a. das Forschungsprojekt „Transit Migration“) deutlich. Karakayali führt aus, was er unter dem Konzept „Autonomie der Migration“ versteht, geht dabei auf Kritiken ein und löst einige Missverständnisse auf. „Autonomie“ sei in diesem Fall nicht als Freiheit oder Unabhängigkeit von Strukturen oder Machtverhältnissen zu verstehen. Die „Autonomie der Migration“ als Untersuchungsperspektive nehme vielmehr die der Migration eigenen Konfliktfelder und Praktiken in den Blick. Damit könne das exzessive Moment der Migration - anders als in Normalisierungsdiskursen - konzeptualisiert werden, ohne es - wie im Anti-Immigrationsdiskurs - zu verabsolutieren (258).

„Gespenster der Migration“ ist dreifach lesenswert: durch die aufbereitete Materialfülle in der erhellenden historisch-genealogischen Darstellung; als Beitrag zu einer Migrationsforschung, die ihr Verhältnis zu staats- und demokratietheoretischen Fragestellungen reflektiert; und als Appell für eine Restrukturierung des Migrationsdiskurses, die es erlaubt, transnationale migratorische Praxis jenseits von Viktimisierung und Kriminalisierung politisch zu artikulieren.

Elena Buck

Reina, Leticia; Servín, Elisa; Tutino, John (eds.): Cycles of Conflict, Centuries of Change: Crisis, Reform, and Revolution in Mexico. Durham & London: Duke University Press, 2007.

At the beginning of the 19th century New Spain¹ underwent a series of riots in order to gain independence from Spain. These riots went on for 11 years and finally ended in 1821 when the goal of autonomy from Spain was reached. Exactly 100 years later, in 1910, another revolution began which also lasted about ten years. Both these revolutionary periods were preceded by systemic political crises and accompanied by socioeconomic problems which affected large parts of the population. At the end of the 20th century the Mexican political system entered another crisis at the same time that liberal economic measures caused diverging socioeconomic effects for the population. In 2000, the Mexican people voted for the first time in more than seventy years for a change in the governing party at the federal level. Today, after more than one *sexenio*² since voting out the Party of Institutionalized Revolution (PRI) after 70 years of uninterrupted political rule, numerous dilemmas persist in Mexican society as well as in the political sphere. The editors of the book under review here originally organized a discussion in 1999 debating the probability of a new insurgency in Mexico for the year 2010. An initial version of this

1 The viceroyalty of New Spain included the today Southwestern United States, Mexico, Central America the Caribbean, and the Philippines.

2 A *sexenio* refers to a term of governance which lasts six years.

discussion was published in 2002 in Spanish³. It was followed by the present revised version in English.

The aim of this anthology was to analyze comparatively the conditions and indications that led to the extended insurgencies which took place at the beginning of the previous two centuries respectively, and the contemporary developments that may or may not lead to another in the next few years. Taking this as its task, the anthology proceeds by aggregating various aspects of, and theoretical approaches to, the question.

The book is divided into three parts. The first part focuses on municipal communities and their role in historical events. Eric van Young pleads for the deconstruction of the concept of crisis. According to van Young, crises are experienced on a local or community level “driven by local historical memory, local religious sensibility, local conflicts and local actors” (p. 27). Leticia Reina, as well as Antonio Annino, emphasizes the growing importance of communities as key sites for the negotiation of regime power and popular participation (p. 93). Annino speaks of the ambiguities created by the 1812 Cadiz Constitution which did not clearly anchor sovereignty on any specific political level. The *pueblos* interpreted liberal freedom as a recognition of their ancient freedoms and ancient land rights (p. 86). Only the presidents Benito Juárez (1858-1872) and Porfirio Díaz (1877-1880/1884-1911) were able to cope with this problem (p. 88).

In these first articles it already becomes evident that the land question has always been central in conflict situations in Mexico. External factors have also been an issue in this matter, as Friedrich Katz illustrates in the second part of the book. This part deals with the political, social, and economic circumstances favoring or impeding the start of general insurrection in the past and whether or not they could play the same role again.

François-Xavier Guerra focuses on the problem of sovereignty that impeded a unitarian political structure in 19th century Mexico. Mexico was, he says, “a conglomerate of pueblos, states, cities, and villages of varying importance but with equal rights [...]” (p. 134). According to him the Porfiriato⁴ was successful due to its highly personalistic nature based on corporations and clientelism. Díaz tried to “domesticate warlords” not only by “means of physical elimination, [but] often through state governorships or other sinecures, and always through the freedom to enrich themselves” (p. 140). In the end, however, Guerra says, it was the personalistic nature of the Porfiriato that caused its demise and created so many problems to the revolutionary forces that tried to establish a strong central authority after Porfirio Díaz was gone. This argument can also be found in the contribution of Alan Knight. Comparing the Porfiriato and its demise with the post-

3 Reina, Leticia; Servín, Elisa (eds.), *Crisis, reforma y revolución*. México: Historias de fin de siglo, México, 2002.

4 Luis Medina speaks of Porfirio Díaz, who governed Mexico between 1876 and 1911, as a star whose rays established a link between everything and himself. These rays had little or no relation between themselves. Medina, Luis, *Invención del sistema político mexicano – Forma de gobierno y gobernabilidad en México en el siglo XIX*, 2nd edition, México 2007, p. 334.

revolutionary regime of the PRI, as Knight does, brings out a lot of common indicators and developments. The PRI-regime was also based on corporativism and clientelism. Knight, however, concedes to the contemporary political system more flexibility than it had a hundred years ago. Unlike what happened with the Porfirian regime, the capacity of the PRI-regime to adapt to changing circumstances will be tested, according to Knight, in a fairly stable context of competitive elections (p. 171). For Lorenzo Meyer the flexibility of the contemporary political system arises from the fact that, while in the Porfiriato power was linked to the person, the PRI linked it to the office (p. 295).

John Tutino argues that a lack of ecological autonomy for most present communities will impede the reemergence of insurgencies. According to him the revolutionary potential grows with the “ability of rural communities to sustain themselves and insurgent fighters independently of the structures of power and production they seek to transform” (p. 214). It is not clear how Tutino would explain the power of the workers class in Europe at the end of the 19th century, who lived in cities and were far from being ecological autonomous. On the other hand, he correlates the problem of lacking ecological autonomy with the dilemma of international migration and national citizenship. That addresses a highly actual problem involving people that do not have the benefit of citizen rights in the place where they work and often live.

The third part of the book analyses the contemporary political and social structures and the nature of the post-revolutionary regime. Guillermo de la Peña sees a crucial valve for discontent in the growing civil society. Since the 1980s the spreading social movements and non-governmental organizations have been frequently more responsive and effective than political institutions. Meanwhile, Enrique Semo laments the weakness of the Mexican Left. During the 1970s a lot of Marxists and socialists supported the official revolutionary nationalism and therefore the PRI-regime. Today the Left emphasizes a glorious past but lacks substantial programs for the future as well as a utopia. Elisa Servín is hopeful because the replacement of the single party system for a multiparty system, the rising importance of the Congress as a “forum for discussion and confrontation among political fractions”, and the growing power of local and regional powers, which, together with the Congress, created a “counterweight to presidential centralism” (p. 382). At the same time Servín stresses the new conflicts and uncertainties that arose from these changes and laments that the “political alternation has not resolved the most urgent social demands” (p. 387). She is not sure at all that the country will not fall into violence again.

The confusing and long title already reflects the vast expanse of the analyses provided. Some of the articles offer excellent theory-based analysis while others are rather just informative in the sense of being descriptive – which at least can be fruitful for the reader not deeply involved in the topic. The differences in the analytical approaches and the theoretical backgrounds of the contributors makes the anthology in the whole a profound and controversial work analyzing the signs for probable insurgencies in the political, social and legal field. It is at the same time a historical analysis and an analysis of the contemporary developments in Mexico. The long term scope of the project stresses the enduring socioeconomic and political dilemmas not yet solved under the first non-PRI government. It is the persistence of these dilemmas that demand continuing analyses.

Kristin Seffer

Ernst Pöppel: Zum Entscheiden geboren. Hirnforschung für Manager. München: Hanser 2008

Dass für Prozesse des Entscheidens und der Ordnungsproduktion ein Gehirn vonnöten ist, ist seit längerem klar – der Versuch, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung desselben in Entscheidungshilfen zu verwandeln, ist dagegen ein rezenter Trend, der erst durch die beeindruckenden Fortschritte der Hirnforschung der letzten Jahrzehnte in den Bereich des Sinnvollen gerückt wurde. Der Münchener Hirnforscher und Psychologe Ernst Pöppel hat neben seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit (LMU München) als Unternehmens- und Politikberater theoretisches Wissen über das Gehirn für praktische Zwecke nutzbar zu machen versucht. Das vorliegende Buch richtet sich vorrangig an „Entscheider“, bietet aber auch allen denjenigen, die an der aufstrebenden „Neuroberatung“ für Führungskräfte zeitdiagnostisch interessiert sind, ein Exemplar dieser Gattung. Hirnforschung als Disziplin operiert an der Grenze zwischen Biologie und Psychologie, ihre Ergebnisse wirken aber weit in viele gesellschaftliche Reflexionsbereiche ein. Bekannte Beispiele sind die Debatte um die Existenz von Willensfreiheit und den strafrechtlichen Schuldbegriff oder die Überlegungen zur Möglichkeit einer „Neurotheologie“. In diesem Sinne handelt es sich bei vorliegender Publikation nicht mehr um eine populäre Darstellung der Hirnforschung, sondern, mit einem Wort des Autors, um das Ergebnis eines gemeinsamen, „ko-kreativen Prozesses“ (S. 11) von wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Wissensproduktion.

Pöppel vertritt keine Zentralthese, er prüft sehr heterogene Ergebnisse gegenwärtiger Hirnforschung gleichsam in der Breite auf ihre Relevanz für Fragen der Entscheidungsfindung. Der Unübersichtlichkeit ihrer Praxisbedeutung entspricht die hier gewählte ungewöhnliche Darstellungsform: Die Sammlung locker verbundener Einzelpunkte wird formal anhand einer Numerologie von eins („eine Entscheidung“) bis zehn (zehn Stufen der Entscheidungspyramide) in Kapiteln abgearbeitet. Diese Ordnung folgt keiner inhaltlichen Systematik, sondern vertraut den Chancen der freien Assoziation (Kapitel 7: „Die Zahl sieben hat etwas Magisches an sich“, Kapitel 8: „Die Zahl acht lässt auch an Achtsamkeit denken“ usw.). Auch innerhalb der Kapitel trifft man auf dieses Strukturprinzip, wenn etwa „die fünf Phasen des Lebens“, „fünf Ebenen des Entscheidens“ und die „big five“ (Persönlichkeitsmerkmale) im selben Kapitel bearbeitet werden. Dies erschwert eine lineare Zusammenfassung von Pöppels Argumenten und Thesen, die bedeutendsten Stoßrichtungen seien dennoch genannt: Durch das Buch zieht sich als roter Faden die Idee der normativen Kraft des Gehirns. Insofern dieses Organ ein wesentlicher (der wichtigste?) Faktor von Entscheidungsfindung ist, habe man seine Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten zu beachten, will man bestimmte Optima der Leitungstätigkeit ausschöpfen. Insofern könne der Manager einerseits von seinem Gehirn lernen, indem er dessen Strukturprinzipien für die Organisation von Entscheidungen übernimmt („wie es das Gehirn auch macht“, S. 142, „Auch im Hirn gibt es Beamte.“, S. 184). Zum Anderen könne er sich von seinem Hirn gewissermaßen emanzipieren, indem er typische „hirnbedingte“ Fehler und Verzerrungen in seiner Entscheidungsfindung beachtet, um sie nach Möglichkeit zu neutralisieren. Hier argumentiert Pöppel – im Rahmen von Beratungsliteratur kaum überraschend – durchweg optimistisch: „Allen Schwächen können wir durch Selbsttransparenz entgegenreten. Wenn man über sich Bescheid weiß, dann hat man schon gewonnen.“ (S. 203). Pöppel betont die Rolle von Konzentration („Multitasking ist nicht möglich“, S. 56) und situativer Achtsamkeit, zudem plädiert er für Entschleunigung als Bedingung guten Entscheidens. Desweiteren unterstreicht er die Bedeutung impliziten Wissens, unbewusster Kognitionsvorgänge und die vom klassisch-rationalistischen Bil-

dungssystem unterschätzte Möglichkeit einer „anstrengungslosen Informationsverarbeitung“ (S. 215). Zudem weist er vielfach auf die zerebralen Wurzeln monokausalen Denkens hin. Viele dieser Einsichten und Empfehlungen erscheinen altbekannt bis trivial, die Innovation liegt hier eher im Begründungsbereich: Indem man ein Wünschbares als neuronale Potenz ausweist und seine Entstehungsbedingungen benennt, erschließt man eine biologische Versicherung seiner Möglichkeit. Vor allem erhalten damit in ihrer Wahrheitsfähigkeit umstrittene psychologische und sogar philosophische Behauptungen neue Fundierung. Wie die Hirnforschung überhaupt übernimmt hier Pöppel die Evaluierung und Reformulierung klassischen, quasi noch intuitiv generierten Wissens. So könne man „ein ‚guter Mensch‘ sein, weil es zwei Zustände des Bewusstseins gibt“ (S. 73), einen „ichnahen“ Zustand und – dank der neuronalen Fähigkeit zur empathischen Einfühlung in Andere – einen Zustand der quasi-externen Selbstbeobachtung. Interessante Erkenntnisse bringt Pöppel auch aus einem seiner genuin neurowissenschaftlichen Beschäftigungsfelder – der zeitlichen Strukturierung des Bewusstseins durch die Arbeitsweise des Gehirns – bei. (v.a. Kapitel 8): Das Zeitfenster der Gegenwart lässt die sequenzielle Bearbeitung von informationeller Komplexität nur in Wahrnehmungsklustern mit einer Dauer von bis zu ca. drei Sekunden zu, was strukturelle Eigenheiten und Beschränkungen vieler Wahrnehmungsphänomene erklärt: Die Bildung aller interaktiven und kommunikativen Sequenzen muss dieser Bedingung unterworfen werden, sonst fallen sie aus dem Bewusstsein (S. 179ff.). Jede längere Zeitdistanz (sei sie vergangen oder künftig) muss in der kurzen Gegenwart konstruiert werden und unterliegt Verzerrungen („Zeitfolgefehler“).

Hier kann zugleich eine Kritik ansetzen. Gerade an Darstellungen neurowissenschaftlicher Forschungsergebnisse ist der erwartete praktische Nutzen nicht abzugreifen, von konkreten Handlungsanleitungen zu schweigen. Die hier abgeleiteten Hinweise geraten mitunter trivial und allzu nonfallibel („Festhalten und Loslassen ist ein Grundprinzip des Gehirns“, S. 187). Umgekehrt lassen sich konkrete Entscheidungshilfen („Die E-Pyramide des Entscheidens“, S. 205) kaum auf Ergebnisse der Hirnforschung zurückführen. Wohlwollend mag man diese Inkompatibilität von Hirntheorie und -praxis auf die Komplexität potentieller Entscheidungsprobleme zurechnen – schon im Handorakel des Gracián fand sich für jede Empfehlung eine „ausgleichende“ Gegenempfehlung. Das Problem ist jedoch ein methodologisches: Typischerweise betreffen die meisten neurowissenschaftlichen Erkenntnisse alle (gesunden) Gehirne, während die Praxis gerade diskriminierender Kriterien exzellenten Entscheidens bedarf, die nicht aus der neuronalen Allgemeinheit abgeleitet werden können. Erforderlich wäre dafür eine differenzielle Hirnforschung, wo bislang noch um die Erklärung basaler kognitiver Prozesse gerungen wird. Tipps für die Ausbildung herausragender Hirne – über Gemeinplätze wie die Forderung nach frühem Fremdsprachenlernen hinaus – suchen Entscheider hier also weitgehend vergebens. So meint schon der elitistisch anmutende Buchtitel das tägliche Entscheidenmüssen aller Menschen, Pöppel sucht also mitnichten, die anvisierte Entscheiderklientel mit Vererbungsideologie auszustatten. Eher irritiert beim Lesen die klare Vernachlässigung von Aspekten sozialer Differenzierung im gesamten Buch, sei es von Gesichtspunkten organisationeller Hierarchie oder von funktionaler Arbeitsteilung – von der „goldenen Regel“ abgesehen wird soziale Interdependenz überhaupt nicht thematisiert. Ohne hier die Ursächlichkeitsqualitäten von Sozialität und Neuronalität gewichten zu wollen – dass die Erwünschtheit von Kompetenzen wie Aggression oder Anpassungsfähigkeit mit sozialen Rollen variiert, müsste zumindest thematisiert werden. Es wird nicht ganz klar, ob solche blinden Flecken in Pöppels Werk dem in der Neuroforschung verbreiteten Weltbild zuzurechnen sind, soziale Ordnung sei im Kern nur die aggregierter Leistung individueller Gehirne – dem Neuro-Reduktionismus. Vielleicht wird man im

Laufe der Maturisierung der Hirnforschung auf die im Kern transzendentalistische Vorstellung des Gehirns als eines welttragenden, nun biologischen Subjektes verzichten und seine Funktionsweise als einen Faktor der Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeit neben gleichwertigen anderen, etwa kulturellen und sozialen Aspekten, einordnen. Dies würde jedenfalls die Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften erleichtern. Ein letzter Kritikpunkt betrifft den angehängten Fragebogen für die Messung der eigenen „politischen Intelligenz“ (PQ). Der von einem „internationalen Team von Psychologen und Hirnforschern“ erstellte Test erfolgt per Selbsteinschätzung sowie Selbsteinschätzung der Fremdeinschätzung entlang von Fragen nach Führungsqualität oder auch schauspielerischen Fähigkeiten und dürfte kaum etwas anderes messen als das eigene Selbstvertrauen.

Offenbar können Hirnforscher (wie vor einem halben Jahrhundert die Physiker) sich aufgrund eines aus Optimierungs- und Heilungshoffnungen gewonnenen Prestigeüberschusses ihrer Disziplin auch zu Themenfeldern äußern, zu denen ihre Zunft inhaltlich kaum innovative Ergebnisse erbringt. Andererseits erfordert eine rasch wachsende Grundlagenwissenschaft natürlich das Austesten ihrer Konsequenzen in verschiedensten Bereichen (Neuromarketing, Neurofinance, Neuroästhetik). Zudem wird die Nachfrage der „Entscheider“ nach Anregung und Absicherung durch Expertenwissen nicht geringer. Wissenssoziologisch lässt sich angesichts der Buntheit der im Spektrum zwischen Esoterik, Religion, Psychologie und Biologismus angesiedelten Angebote der Beratungsliteratur für Führungskräfte vermuten, dass ihre Funktion nicht zuerst in der Vermittlung theoretischer Wahrheiten liegt, sondern in performativen und teils „schamanischen“ Aspekten wie der Stimulation kreativer Assoziativität, der Dissonanzeliminierung oder der Stärkung des Vertrauens in Intuition. Offenbar eignet sich gerade die Hirnforschung als ein funktionales Äquivalent religiöser oder esoterischer Entscheidungsbegründung, insofern das Gehirn als quasi-transzendente Quelle von Normen, Werten und Entscheidungsprämissen fungiert, deren Interpretation neurowissenschaftlichen Experten obliegt. Ob diese Art „Wertschöpfung“ (S. 12) zukünftig durch die wissenschaftlichen Ergebnisse gedeckt werden kann, bleibt eine offene Frage. Pöppels Buch zeigt jedenfalls für die Gegenwart, wie schwierig sich die Nutzbarmachung des „ethischen“ Potentials der Hirnforschung angesichts der Diskrepanz von Forschungs- und Entscheidungspraxis gestaltet.

Oliver Kuhn